1,20 DM/Band 200

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

mit John Sinclair dem Geisterjäger

Das Todeskarussell

von Jason Dark

Belgien-Luxemb. F 20 / Frankr. F 2,80 / Italien L 600 / Niederl. f 1,50 / Österr. S 9,- / Schweden kr 3,- Lm. / Spanien P 30 / Schweiz Fr 1,50



Das Todeskarussell

Gespenster Krimi Nr. 200

von Jason Dark

erschienen am 12.07.1977

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Das Todeskarussell

»Hütet euch vor dem Todeskarussell!« Flüsternd gingen diese Worte von Mund zu Mund. Niemand wagte es, auch nur in die Nähe des Karussells zu gehen.

Ein schreckliches Geheimnis umgab den Standplatz.

Denn das Karussell war ein Tor zum Dämonenreich. Wer es durchschritt, wurde nie mehr gesehen. Vier Jahrzehnte blieb das Karussell unberührt. Bis zu jener kalten Februarnacht, als der Fluch des Chandra den ersten Menschen traf.

Und das Unheil nahm seinen Lauf…

Die Flasche zerplatzte mit einem satten Knall an der Mauer. Scherben regneten zu Boden, blieben im Schlamm stecken. Der Betrunkene schielte auf die Überreste der vor wenigen Minuten noch vollen Ginflasche.

Nichts mehr.

Ende.

Er hatte sie mit drei Schlucken geleert.

Ken Kovac rülpste. Die Mauer vor ihm geriet in Bewegung, schaukelte nach links und rechts, um dann zu zerfließen. »Bin ich breit!« stöhnte Kovac. Er lehnte sich vor und stützte den rechten Arm gegen die Mauer.

»Durchatmen!« ächzte er, »nur durchatmen.«

Kovac hatte schon ein gewisses Training erlangt. Er war nicht zum erstenmal randvoll und wußte genau, wie er sich zu verhalten hatte. Ken Kovac war Gelegenheitsarbeiter. Er war tschechischer Abstammung, war aus seinem Heimatland geflüchtet, hatte aber in England nie richtig Fuß fassen können. Mehr schlecht als recht schlug er sich durchs Leben. Bis vor einem Tag noch hatte er auf einer Tankstelle gearbeitet, doch dann war wieder der große Durst gekommen, und Gin vertrug sich nun mal nicht mit Arbeit. Kovac war rausgeflogen. Ein Grund für ihn, sich wieder zu besaufen. Und jetzt war die letzte Ginflasche leer, und auch in Kovacs Taschen klimperte nicht ein Shilling.

Scheißleben! dachte er.

Ken Kovac stellte sich wieder aufrecht hin. Langsam ging es ihm besser. Er war ein geübter Schlucker, und eine Flasche Gin warf ihn nicht um.

Nur die Gegend, in der er gelandet war, die gefiel ihm gar nicht. Es war irgendein Platz, auf dem mit Planen abgedeckte Wagen standen, auch Buden und Stände.

Ja, so etwas gab es eigentlich nur auf einem Jahrmarkt.

Und dann das Karussell!

Es stand in der Mitte des Platzes. Ein altes verrostetes Ding. Ein Kinderkarussell, mit holzgeschnitzten Figuren, Pferden, kleinen Gondeln und Schaukeln auf der runden Plattform. Holzpfosten, vom Rand der Plattform in die Höhe ragend, trugen das Dach. Die Farbe an den Pfosten war abgeblättert, das Holz hatte Fäulnis angesetzt. Eine verrostete Glocke schaukelte im Nachtwind. Der Klöppel fehlte.

Ken Kovac hustete, rülpste und wischte sich über den Mund. Ein dümmliches Grinsen überzog plötzlich sein breites Gesicht. Schwankend steuerte er das Karussell an. Seine Füße zogen breite Schleifspuren in den Schlamm.

Erst vor einer Viertelstunde hatte der Regen aufgehört. Regen und ein warmer Westwind machten aus dem Winter einen Vorfrühling.

Schnee fiel kaum noch.
Kovac hatte das Karussell erreicht. Er stützte sich an einem Pfosten ab.
»Los, fahr doch«, sagte er. »Komm, ich will einsteigen. Setz dich in Bewegung!« Er begann zu kichern und vollführte mit der linken Hand eine weitausholende Bewegung. »Ihr – ihr könnt alle umsonst fahren. Los, aufsteigen.«
Er selbst machte den Anfang. Schwerfällig hob er das rechte Bein und stieg auf die Plattform. Vor sich sah er ein altes Holzpferd. Der Lack war zum größten Teil abgesplittert, jemand hatte mit einem harten Gegenstand ein Stück Holz aus der Flanke geschlagen. Kovac lachte. »Jetzt werde ich euch zeigen, wie ich reiten kann«, murmelte er. Er umklammerte den Hals des Holzpferdes und wollte sich auf den Rücken schwingen.
Kovac landete neben dem Pferd.
»Mist!« fluchte er. Aus glasigen Augen peilte er zwischen den Beinen des Pferdes hindurch. Dicht neben sich sah er eine kleine Gondel. Daran zog er sich hoch, blieb einen Augenblick lang stehen – und plötzlich wurden seine Augen groß.
Er stand so, daß er auf den Turm des Karussells sehen konnte. Und dieser Turm veränderte sich. Ein seltsames Leuchten hüllte ihn ein. Er stand in einer gleißenden Helle, die Ken Kovac blendete. Kovac schüttelte den Kopf, hielt seine Hand schützend vor die Augen. Er merkte kaum, daß sich das Karussell anfing zu drehen. Plötzlich bimmelte die Glocke.
Gelächter erklang.
Kindergeschrei, Musik.
Menschen waren da.
Und das Karussell drehte sich immer schneller. Kovac verlor den Halt, wurde zur Seite geschleudert, konnte sich im letzten Augenblick aber noch festhalten – und fuhr mit.
Aber er war nicht allein auf der Plattform. Kovac hatte Mitfahrer.
Schreckliche, grauenhafte Gestalten.
Monster, Fabelwesen, Skelette! Sie alle hatten sich zu dem Höllenreigen vereint.
In einer Gondel saßen zwei Vampire. Ihre weiten Umhänge flatterten im Wind. Blut tropfte von ihren Zähnen. Sie hatten die Krallen nach einem Mädchen ausgestreckt, das sich mit angstverzerrtem Gesicht an einen Pfosten klammerte.
Zwei Werwölfe waren dabei, sich gegenseitig zu zerfleischen. Skelette schwangen blitzende Säbel.
Zwei Henker mit roten Kapuzen über den Köpfen hatten einen Galgen errichtet und hängten eine alte Frau auf. Die Frau hatte kein Gesicht mehr, sondern einen häßlichen Krötenschädel.

Es waren schreckliche Szenen, die sich Ken Kovacs Augen boten. Es war die Apokalypse des Grauens. All die menschlichen Alpträume wurden auf diesem Karussell Wirklichkeit.

Grüner Nebel wallte plötzlich auf.

Kovac bekam Gestalten zu sehen, die so schrecklich waren, daß sie jeder Beschreibung spotteten. Er sah in eine Region, die es wohl gab, die aber normalen Menschen verschlossen war.

Es war das Reich der Dämonen.

Kovac sah ein riesiges Rad mit sehr breiten und dicken Speichen. Menschen waren darauf geschnallt. Das Rad drehte sich, tauchte ein in eine wabernde Flüssigkeit. Kovac sah, wie die Menschen die Lippen aufrissen, um zu schreien, doch kein Ton drang aus ihren Kehlen. Wenigstens keiner, der von Kovac gehört werden konnte. Und dann tauchte ein Mann auf.

Er kam aus dem Turm des Karussells herausgestiegen und war eine Ausgeburt der Hölle.

Der Mann trug einen flammendroten Umhang, hatte eine feuerrote Gesichtshaut, und anstelle der Haare züngelten Flammen über seinen breiten froschartig wirkenden Schädel.

In der rechten Hand trug er einen Dreizack mit flammenden Spitzen. Der Mann öffnete seinen Mund, und gellendes Gelächter hallte über den Rummelplatz.

»Der – der Teufel!« stammelte Ken Kovac. Er hatte gräßliche Angst. Irgendeine unbekannte Macht schien sein Herz zusammenzupressen. Kovac konnte kaum atmen. Er sah sich von Horrorgestalten umringt, doch sie nahmen gar keine Notiz von ihm, taten so, als wäre er nicht vorhanden.

Da spürte er beinahe körperlich den Blick des Flammenmannes. Die Augen loderten, wurden immer größer, und in den Pupillen tanzten feurige Ringe.

Der Arm mit dem Dreizack fuhr hoch. Weit holte der Flammenmann aus, und dann zuckte die Waffe mit den feurigen Spitzen auf Ken Kovac zu.

Kovac wollte ausweichen, doch er klebte auf der Plattform fest. Keinen Millimeter konnte er sich bewegen.

Eine Handbreit von seinem Kopf entfernt, zischte der Dreizack an ihm vorbei und bohrte sich in das Holz des Pferdes. Der linke Zacken fuhr wie ein Pfeil durch den Ärmel seiner Lederjacke, ohne auch nur die Haut zu ritzen.

Er nagelte Ken Kovac an das Pferd.

Kovac wollte fliehen, sich herumwerfen, dieser Hölle entrinnen, doch die Dämonen hatten ihn schon in ihrer Gewalt.

Kovac fühlte sich in einen gewaltigen Strudel gerissen, in einen Strudel von Grauen, Angst und Entsetzen.

Plötzlich kam das Karussell zum Stehen.
Nichts rührte sich mehr.
Alles war ruhig.
Wie erstarrt saßen die Horror-Gestalten auf ihren Plätzen, die Köpfe gedreht und die Blicke auf Ken Kovac gerichtet.
Der Flammenmann stand vor dem Turm des Karussells.
Sein Mund öffnete sich. Eine feurige Lohe schoß daraus hervor. Dann schrie er etwas in einer kehligen, Kovac völlig unverständlichen Sprache.
Augenblicklich setzten sich die beiden Henker mit den roten Kapuzen in Bewegung.
Sie steuerten auf Ken Kovac zu.
Er sollte das neue Opfer für den Höllenreigen werden.
Die Henker verursachten keinen Laut, als sie auf Ken Kovac zuschritten. Es war ein unheimliches Bild. Der Wind hatte den Nachthimmel freigefegt. Der fahl leuchtende Halbmond streute sein Licht über das Land und umwob das Karussell mit einem silbrigen Schleier.
Es war Mitternacht.
Geisterstunde.
Und für Ken Kovac die Minute seines Todes.
Aber noch war es nicht soweit. Noch hatte er eine Galgenfrist und konnte das dämonische Ritual in allen Einzelheiten verfolgen. Die Henker hatten sich ihm jetzt so weit genähert, daß sie seine Arme packen konnten.
Ihre Hände waren wie Klammern.
Hart, brutal.
Von der anderen Seite des Karussels her tauchte eine Frau auf. Ein schwarzhaariges Weib mit dem Gesicht eines Engels und dem Körper einer Schlange.
Grün, schuppig und in dauernder Bewegung.
Sie hatte normale menschliche Hände, hielt eine Flöte zwischen den schlanken Fingern, führte das Instrument zum Mund und begann eine schaurig klingende Melodie zu spielen.
Ken Kovacs Todesmelodie!
Die Töne hallten in seinen Ohren wider, marterten sein Gehirn und bereiteten ihm bald körperliche Pein.
Die beiden Henker zerrten ihn weiter.
Einer hatte den Dreispitz gelöst. Kovacs Jacke war dabei in Fetzen gegangen. Dort, wo das glühende Metall sie berührt hatte, prangte ein Brandloch.
Ken Kovac wurde weitergeschleift.
Bis hin zum Galgen.
Die Frau, die in der Schlinge hing, hatte ihr zahnloses Maul geöffnet

und lachte kichernd.

»Der nächste«, geiferte sie, »der nächste. Du bist dran, Söhnchen!« Wieder kicherte sie, zog den Kopf aus der Schlinge und lief davon.

Kovacs Augen wurden fast tellergroß. Die fachmännisch geknüpfte Schlinge berührte seine Stirn. Verflogen war die Wirkung des Alkohols. Kovac war längst nüchtern. Er bekam seinen schrecklichen Tod bei vollem Bewußtsein mit.

Die Henker packten ihn unter den Achseln und hoben ihn hoch. Ein rascher Griff, und die Schlinge lag um seinen Hals.

Kovac gurgelte auf.

Jemand stellte ihm einen Holzklotz unter die Füße. Ein Vampir kam heran und drehte ihm die Hände auf den Rücken. Ein zweiter bleckte sein Gebiß.

»Blut!« keuchte er. »Blut!«

Aus seinem Hals drang ein schreckliches Fauchen. Er verdrehte die Augen, das Weiße war zu sehen, und er tanzte um das Opfer herum wie ein Irrwisch.

Der Vampir führte den Reigen an. Immer mehr Horror-Gestalten kamen, tanzten und kreischten, angeheizt durch das dämonische Spiel der Flöte. Immer wilder und ekstatischer wurde der Tanz. Die gräßlichen Gesichter verschwammen vor Kovacs Augen. Er bekam gar nicht mehr mit, wie sich das Karussell wieder zu drehen begann. Wieder schlug die Glocke an.

Das Zeichen des Todes.

Jemand trat den Holzklotz unter Kovacs Füßen weg.

Ken verspürte einen mörderischen Schmerz, zuckte noch einmal zusammen und hing dann schlaff in der Schlinge.

Ken Kovac war tot!

Und das Karussell drehte sich immer schneller. Gleichzeitig steigerte sich auch die Musik. Schrille nervenzerfetzende Töne jagten durch die Nacht, begleitet von Heulen, Wehklagen und gräßlichem Geschrei. Und dann war alles vorbei.

Schlagartig um ein Uhr.

Der Spuk war verschwunden, war zurückgekehrt in die Dimension des Schreckens.

Ruhig und still stand das Karussell auf dem Abstellplatz. Nichts war mehr von dem Dämonenreigen zu sehen.

Doch etwas war anders.

In einer Henkerschlinge baumelte ein Toter…

***

Vier Stunden später

Der Mann auf dem altersschwachen Fahrrad trat schwer in die Pedale. In einer Stunde fing seine Schicht an, und er mußte sich

beeilen, um pünktlich zu sein.

Frank Spiro hatte sich verschlafen. Der vergangene Abend war ein wenig hektisch gewesen. Er hatte im Kreis einiger Freunde die Geburt seiner ersten Tochter gefeiert, und jetzt waren die Folgen um so schlimmer.

Aber Spiro konnte es sich nicht leisten, blauzumachen. Er war froh, als Vorbestrafter eine Stellung bekommen zu haben. Spiro hatte vor zwei Jahren einen Einbruch begangen, aus einer Villa dreihundert Pfund Sterling mitgenommen und den Diener, der ihn erwischt hatte, zu Boden geschlagen.

Frank war gefaßt worden und hatte dreizehn Monate hinter Gittern verbracht. Während dieser Zeit hatte er geheiratet, und er hatte es eigentlich nur dem Pfarrer seines Heimatdorfes zu verdanken, daß er überhaupt einen Job bekommen hatte.

Frank Spiro arbeitete als Tankwart, zusammen mit einem Kollegen namens Ken Kovac. Die Tankstelle lag an einer Ausfallstraße, und Spiros Chef, Doug McMahon, hatte einen guten Umsatz zu verzeichnen. Aber Frank Spiro konnte sich auch nicht beklagen. Er bekam zwar nicht übermäßig viel Lohn, doch durch das Trinkgeld konnte er immer wieder seinen schmalen Geldbeutel aufbessern. Frank Spiro hatte sich weit über den Lenker gebeugt. Den Weg, den er benutzte, konnte man nur mit viel Optimismus so bezeichnen. Andere sagten Trampelpfad dazu.

In der Nacht hatte es geregnet. Pfützen und Schlammlöcher machten die Fahrt zu einem Querfeldeinrennen. Die Dörfer in dieser Gegend lagen weit auseinander. Felder, Wiesen und Wälder bestimmten hier noch das Bild der Landschaft.

Frank Spiro dachte daran, daß er jetzt, da Nachwuchs eingetroffen war, auch eine größere Wohnung gebrauchen konnte. Aber das war wieder ein Ding der Unmöglichkeit. Die, die ihm und seiner Frau gefielen, waren belegt, und die anderen konnte er nicht bezahlen. Spiro steckte in einem Teufelskreis, den er schon oft verflucht hatte. Du wirst wohl dein Leben lang ein armes Schwein bleiben! Das war einer seiner Standardsätze.

Der Weg wurde besser. Spiro näherte sich jetzt Brickaville, einem kleinen Ort, der malerisch zwischen zwei Hügeln lag. Das Dorf mußte er noch durchqueren, und nach weiteren drei Meilen erreichte er dann die Tankstelle.

Frank Spiro fuhr nicht in das Dorf hinein. Er kannte einen Schleichpfad, der die Strecke verkürzte. Der Weg führte zwischen Gärten und Hinterhöfen zur Hauptstraße.

Frank hatte seinen Lumberjack bis zur Brust geöffnet. Der Fahrtwind blähte die Jacke auf. Darunter trug Spiro einen warmen gestrickten Pullover. Die Jeans waren aus derbem Stoff. Sie hielten schon einiges

aus. Genau wie die Schuhe.

Frank Spiro war ein richtiger Naturbursche. Er hatte blondes, dichtes Haar, einen kräftigen Körperbau und Hände, die zupacken konnten. Erst fünfundzwanzig Jahre hatte er auf dem Buckel. Seine Frau war neunzehn. Er hatte sie kennengelernt, als er sechzehn war. Spiro gingen bei jeder Fahrt zur Arbeitsstelle die gleichen Gedanken durch den Kopf. Auch träumte er immer wieder von einer besseren Zukunft und davon, daß ihm mal eine Tankstelle gehörte. Ein Dynamo sorgte für Licht. Aber viel war im Schein der Fahrradlampe auch nicht zu erkennen. Die Leistung des Dynamos war zu schwach.

Der Weg beschrieb eine Kurve, führte weiter nach Westen, weg vom Dorf und auf die Hauptstraße zu. Frank Spiro kannte die Strecke. Er wußte, daß er in wenigen Minuten den Platz passieren würde, auf dem einige Buden und ein Karussell zum Verschrotten standen. Die Sachen rosteten und moderten schon seit Jahren vor sich hin. Niemand hatte daran gedacht, sie wegzuräumen. Spiro hatte seinen Chef einmal danach gefragt und eine seltsame Antwort bekommen. Doug McMahon war erst blaß geworden und hatte dann geflüstert: »Junge, darum kümmere dich mal nicht. Die Buden und das Karussell sind verhext.«

Frank hatte natürlich weiter forschen wollen, doch er hatte aus seinem Chef nichts mehr herausholen können.

Immer wieder fiel Frank Spiro die Geschichte ein, wenn er den Platz passierte.

Auch heute.

Nun, Frank Spiro glaubte nicht an Geister oder Hexen. Er fuhr jedesmal über den Platz, und geschehen war noch nichts. Schon sah er die Brandmauer auftauchen. Er ahnte nicht, daß hier sein Kollege Kovac vor wenigen Stunden eine Ginflasche zertrümmert hatte. Frank Spiro bog um die Mauerecke und radelte über den freien Platz. Der Mond gab genügend Licht, um das Karussell erkennen zu können. Er fuhr immer daran vorbei und danach in eine kleine Gasse zwischen zwei Buden. Von dort ging es dann über einen schmalen Wiesenstreifen in Richtung Straße.

Plötzlich hatte Frank Spiro das Gefühl, von einer eiskalten Totenhand berührt zu werden.

Sein Herz übersprang einen Schlag.

Kräftig trat Spiro die Rücktrittbremse.

Das Rad rutschte auf dem glatten Boden noch weiter und kam dicht vor dem Karussell zur Ruhe.

Direkt neben dem Gehenkten.

Spiro sprang vom Rad. Seine Augen weiteten sich entsetzt. Er konnte nicht fassen, was er sah.

Erst als die Füße des Gehenkten seine Brust berührten, entlud sich all

sein Schrecken in einem grauenhaften Schrei…

***

Die Nachricht, daß jemand am Karussell hing, schlug in dem kleinen Ort ein wie eine Bombe. Blitzschnell hatte sich die Neuigkeit herumgesprochen, und die ersten Gaffer trafen noch vor der hastig alarmierten Polizei ein.

Das heißt, die Polizei war schon anwesend, aber Constabler Bradburry schaffte es nicht, die Neugierigen vom Tatort fernzuhalten. Er wurde kurzerhand zur Seite gedrängt. Fast jeder Einwohner wollte den Gehenkten sehen und ihn bestaunen.

Nur Frank Spiro hielt sich im Hintergrund. Irgend jemand hatte ihm eine Taschenflasche mit Brandy gegeben, und Spiro nahm auf nüchternen Magen zwei kräftige Schlucke.

Constabler Bradburry hatte die Mordkommission in Bewegung gesetzt. Die Beamten kamen aus Brighton und hatten dreißig Meilen zu fahren.

Natürlich schwirrten die tollsten Gerüchte herum. Eine alte Frau keifte immer wieder: »Ich habe es euch ja gleich gesagt. Einmal kommt der Tag der Rache. Dieses Dorf hat schwere Schuld auf sich geladen, und alle werden dafür büßen.«

»Sei doch ruhig, du alte Vettel!« fuhr sie der Pfarrer an. Er war ein Mann mit spiegelblankem Kopf, und nur an den Seiten wuchsen ein paar Haarsträhnen. Allerdings fühlte auch er sich nicht wohl in seiner Haut.

Schließlich kam die Mordkommission. Leiter war Inspektor Fenton, ein noch junger Mann, der innerhalb von zwei Jahren Karriere gemacht hatte, und dies auf Kosten seiner Kollegen. Der Beliebtheitsgrad ließ sich nicht einschätzen.

Trotz der frühen Stunde sah Fenton aus, wie aus dem Ei gepellt. Sein modischer Anzug betonte die Taille – Fenton kaufte seine Kleidung stets in London – und das dunkle Haar auf seinem Schädel war wohlfrisiert. Überhaupt war Fenton ein schöner Mann, ein Frauentyp, wie er selbst zu sagen pflegte. Doch bei genauerem Hinsehen erkannte der Beobachter den grausamen Zug um Fentons Mundwinkel. Dieser Mann ging über Leichen und besaß einen schon krankhaft zu nennenden Ehrgeiz.

Als Fenton aus seinem Dienstwagen kletterte, tat er zweierlei. Erstens schlüpfte er in seinen Mantel, natürlich auch nach der neuesten Mode geschnitten, und zweitens scheuchte er die Zuschauer weg. Seine Kommandostimme hallte über den Platz, und als Fenton sah, daß sämtliche Spuren zertrampelt waren, bekam er fast einen Tobsuchtsanfall.

Wie ein Feldwebel stellte sich Fenton mitten auf den Platz. Beide

Hände hatte er in die Seiten gestützt. »Wer ist hier der verantwortliche Poli…?«

Fenton brauchte gar nicht weiterzusprechen. Constabler Bradburry trat vor. »Ich, Sir.«

Fentons Augen zogen sich drohend zusammen. Bradburry, ein knochiger Typ mit kurzen gescheitelten Haaren, wurde immer kleiner und bekam einen roten Kopf.

»Sie sind also für den Mist hier verantwortlich zu machen«, sagte Fenton gefährlich leise. »Und Sie schaffen es nicht einmal, die Gaffer wegzuscheuchen? Sind Sie denn wahnsinnig, Mann? Mensch, ich werde Ihnen schon die Flötentöne beibringen. Aber nach der Degradierung. Ich werde eine Meldung machen, und dann können Sie die Straße kehren, Sie Pfeife.«

Bradburry wäre vor Scham am liebsten in den Boden versunken. Dieser Inspektor machte ihn richtiggehend zur Schnecke, und das vor allen Leuten. Innerhalb der Dorfgemeinschaft war Bradburry ein erledigter Mann.

Der Pfarrer mischte sich ein. Sacht tippte er Fenton auf die linke Schulter.

Der Inspektor kreiselte herum. »Ja.« bellte er.

Der Pfarrer lächelte milde. »Entschuldigen Sie, Sir«, sagte er. »Sie sollten nicht so streng zu ihm sein.«

»Wollen Sie mir Vorschriften machen?«

»Um Himmels willen, das war nicht meine Absicht. Aber Sie kennen die Verhältnisse in unserem Dorf nicht. Sie können Brickaville nicht mit einer Großstadt vergleichen. Das Leben hier verläuft noch in anderen Bahnen.«

Fentons Hand fuhr durch die Luft. »Das ist mir egal«, sagte er. »Ich habe meine Prinzipien. Und daß die richtig sind«, der Inspektor holte tief Luft und tippte dem Pfarrer gegen die Brust. »Und daß die richtig sind«, wiederholte er, »haben meine Erfolge bewiesen. Die Aufklärungsquote liegt bei nahezu hundert Prozent.«

»Ihre Überheblichkeit ist grenzenlos«, erwiderte der Geistliche, drehte sich um und ließ den Inspektor stehen.

Fenton zuckte die Achseln. Dieser Fall paßte ihm überhaupt nicht. Dieses verdammte Dorf, die Hinterwäldler von Einwohnern, wie er sie selbst bezeichnete, und die Art des Mordes. Wer hängt schon einen Mann an ein Karussell? Und doch war Fenton entschlossen, den Fall bis zum bitteren Ende zu ziehen. Er wollte sich mit einem Teil seiner Mannschaft im Dorf einquartieren, denn seiner Meinung nach kam als Täter nur eine Person aus Brickaville in Frage.

Fenton zündete sich eine Zigarette an. Der Platz war jetzt von den Zuschauern geräumt worden, und die Männer der Spurensicherung hatten sich an ihre Arbeit gemacht.

Nur noch Frank Spiro war da. Ihn hatte sich Fenton als Zielobjekt ausgesucht.

»Sie haben also den Toten gefunden«, sagte der Inspektor. Spiro nickte. Er war kreidebleich. Noch immer hatte er den schrecklichen Anblick nicht überwunden.

»Können Sie nicht reden?« fragte Fenton.

»Doch, natürlich, Sir. Ich – ich Sie müssen verstehen. Ich habe zum erstenmal…«

»Aber Sie stinken doch nach Schnaps«, unterbrach Fenton ihn wütend.

»Schon. Mein Magen…«

»Jetzt reden Sie nicht lange drum herum, sondern fangen Sie von Beginn an. Ich will alles wissen. Wie Sie die Leiche gefunden haben und weshalb Sie überhaupt diesen Weg gefahren sind. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Dann los.«

Während Frank Spiro berichtete, stand Inspektor Fenton rauchend daneben. Ab und zu stellte er Zwischenfragen, die auch prompt beantwortet wurden. Und als Spiro endlich seinen Bericht beendet hatte, da war der gute Inspektor genauso klug wie vorher.

Wütend trat er die Kippe aus. »Viel war es ja gerade nicht, was Sie da zu bieten hatten!« Mit diesem Satz faßte er alles zusammen.

»Mehr habe ich auch nicht gesehen, Sir. Kann ich jetzt gehen?«

»Wohin?«

»Zu meiner Arbeitsstelle. Ich arbeite an einer Tankstelle an der Straße nach Brighton.«

»Ja, ja, ich weiß schon. Kovac war ein Kollege von Ihnen.« Fenton überlegte. »Im Augenblick brauche ich Sie nicht. Okay, gehen Sie. Ich werde Sie schon zu finden wissen, wenn ich noch weitere Fragen habe.«

»Danke, Sir.« Frank Spiro stieg auf sein Rad und fuhr los. Fentons Leute hatten inzwischen die Leiche aus der Schlinge gehoben. Der Arzt war dabei, den Toten zu untersuchen. Er kniete auf dem Boden und hatte sich über die Leiche gebeugt.

Fenton stellte sich neben den Doc. »Wissen Sie schon, wann der Tod ungefähr eingetreten ist?«

Der Arzt nickte. Er hieß Sam Winter, stand kurz vor der Pensionierung und ließ sich auch nicht von einem Mann wie Fenton aus der Ruhe bringen. »Kurz nach Mitternacht, würde ich sagen.«

Fenton räusperte sich. »Gibt es sonst noch etwas Besonderes?« wollte er wissen.

Doc Winter stand auf. Er mußte hochblicken, um Fenton ins Gesicht sehen zu können. Bedächtig zog der Arzt die Handschuhe aus. »Es gibt

etwas Besonderes«, erwiderte er mit leiser Stimme, so daß nur er und Fenton die Worte verstehen konnten.

»Und?« schnappte der Inspektor. »Machen Sie's nicht so spannend, Doc.«

»Die Leiche, Inspektor, ist völlig blutleer!«

***

Fenton zuckte zurück. »Was sagen Sie da?«

»Die Leiche ist blutleer. Jemand muß ihr das Blut abgezapft haben.«

Inspektor Fenton hatte etwas von seiner Haltung verloren. Fahrig wischte er sich über die Stirn. »Aber das gibt's doch nicht. Wer – wer soll denn einem Toten das Blut abzapfen? Und wofür?«

»Das ist Ihr Bier, Inspektor. Ich kann nur meine Feststellungen treffen.«

»Verfluchter Mist!« zischte Fenton. »Auch das noch. Dieser verdammte Fall bringt mich noch um den Verstand.«

Der Doc lächelte freudlos. »Ich will Ihnen noch etwas zeigen, Inspektor. Sehen Sie mal.«

Doc Winter machte Fenton ein Zeichen, sich hinzuknien. Der Inspektor tat dies widerwillig.

Der Arzt hielt schon eine kleine Taschenlampe in der Hand. Er knipste sie an und leuchtete die linke Halsseite des Toten an. »Sehen Sie die beiden Punkte, Inspektor?«

Fenton sah genau hin. »Ja, da ist das Fleisch auch etwas geschwollen.«

»Genau. Das sind Bißstellen.«

»Bißstellen?« Fenton richtete sich wieder auf. »Was soll das heißen, Doc?«

»Ich kann nur Vermutungen aufstellen. Etwas muß diesen Mann gebissen haben.«

»Aber wer, zum Teufel, beißt einen Menschen? So etwas gibt es doch nicht.«

»Sagen Sie das nicht, Inspektor.«

»Dann haben Sie einen Verdacht?«

»Ja.«

»Und wer könnte das gemacht haben?«

»Zum Beispiel ein Vampir!«

»Jetzt spinnen Sie aber.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht.« Der Doc lächelte wissend. »Diese beiden Bißstellen sind genauso angeordnet, wie es bei einem Vampirbiß der Fall ist.«

»Dann hatten Sie schon mal mit Vampiren zu tun, wie?« höhnte Inspektor Fenton.

»Nein, noch nicht.«

»Und woher nehmen Sie dann den Mut, einfach zu behaupten, hier wäre ein Vampir am Werk gewesen?«

»Weil ich viel über Vampirismus gelesen habe, mein lieber Inspektor. Und Sie wissen ja selbst, daß es beim Yard eine Abteilung gibt, die sich ausschließlich mit solchen Fällen beschäftigt.«

»Kommen Sie mir nur nicht mit diesem Oberinspektor Sinclair, Doc. Ich habe den Kerl zwar noch nie kennengelernt, aber was ich gehört habe, das reicht mir.«

»Tut mir leid, ich werde dem Yard Meldung erstatten. Sie kennen doch auch die Anordnung, daß jeder ungewöhnliche Fall sofort an den Yard weitergegeben werden muß. Und daran halte ich mich.«

»Aber was ist denn hier ungewöhnlich, verdammt!« Inspektor Fenton begann zu schreien. »Wir haben hier einen Erhängten gefunden, haben zwei komische Bißstellen am Hals gesehen…«

»… Sie vergessen, daß der Tote völlig blutleer ist«, sagte Doc Winter scharf.

»Ach, das kann andere Ursachen haben.«

»Möglich. Trotzdem werde ich den Yard informieren.«

»Das werden Sie schön bleiben lassen, Doc.«

»Wollen Sie mich daran hindern, Inspektor? Ich glaube kaum. Und spielen Sie sich nicht zu sehr auf. Es könnte Ihnen nämlich schlecht bekommen.«

Der Arzt wollte noch etwas sagen, doch plötzlich wurde sein Blick starr.

»Was ist, Doc?«

»Da, Inspektor, sehen Sie. Die Leiche… sie bewegt sich…«

***

Inspektor Fenton zuckte herum wie von der Tarantel gestochen. Er sah die Leiche nicht an, sondern den Doc, der zurückwankte und seine rechte Hand gegen die Brust gepreßt hatte. Übergroß waren seine Augen geworden, und in den Blicken konnte Fenton den Schrecken lesen, den der Arzt empfand.

Es war mittlerweile hell geworden. Eine fahle Wintersonne kroch über die Hausdächer im Osten und verdrängte die langen Schatten der Dämmerung.

Fenton traute sich erst jetzt, einen Blick auf den Toten zu werfen, und mußte dem Doc noch im nächsten Atemzug recht geben. Der Tote war tatsächlich wieder erwacht.

Er stand sogar auf.

Langsam, ungelenk, stützte er sich mit der rechten Hand ab und kam schwankend auf die Füße.

Deutlich waren noch die Würgemale an seinem Hals zu erkennen. Dort hatte sich der Strick in das Fleisch gegraben.

Jetzt wandte Ken Kovac den beiden Männern sein Gesicht zu.

Fenton und Doc Winter befanden sich allein auf dem Platz. Die anderen Mitglieder der Mordkommission waren unterwegs, um die Dorfbewohner zu befragen.

»Mensch! Weg hier!« flüsterte der Arzt erregt. Er schluckte krampfhaft. Sein Adamsapfel hüpfte auf und nieder. Inspektor Fenton schüttelte stur den Kopf. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und stierte Ken Kovac an, der seinen Mund öffnete und zwei spitze, raubtierhafte Zähne präsentierte.

Vampirzähne!

Ken Kovac war zu einem der untoten Blutsauger geworden. Und er gierte nach Nahrung.

Inspektor Fenton sollte sein erstes Opfer sein. Weit riß Kovac den Mund auf. Widerliches häßliches Fauchen schlug dem jungen ehrgeizigen Inspektor entgegen.

Wie festgenagelt stand er auf dem Fleck und konnte nur immer den Vampir anstarren.

Der Doc war es, der schließlich handelte. »Weg hier!« keuchte er, riß Fenton an der Schulter herum und wollte ihn mit sich ziehen. Doch der Inspektor gab nicht auf.

»Lassen Sie mich, verdammt!« brüllte er. »Mit dieser Bestie werde ich allein fertig. Es gibt keine Vampire. Es gibt sie nicht, zum Teufel!« Fenton trug keine Waffe, sah aber etwa drei Yards entfernt eine Holzlatte am Boden liegen. Sie machte einen ziemlich stabilen Eindruck.

Fenton hechtete darauf zu und riß die Latte an sich.

Der Arzt war zurückgewichen, jeden Moment darauf gefaßt, die Flucht zu ergreifen. Er zitterte am gesamten Körper. Die Beine wollten sein Gewicht schon nicht mehr tragen. Kalter Schweiß war ihm aus den Poren getreten. Atemlos sah er zu, wie Inspektor Fenton den unheimlichen Blutsauger angriff.

Der Polizist schwang die Latte weit über den Kopf. Und ehe der Vampir noch die Hände als Deckung hochreißen konnte, schlug Fenton zu und traf.

Ein normaler Mensch wäre auf der Stelle ins Reich der Bewußtlosigkeit hinübergeglitten.

Nicht jedoch Ken Kovac. Er war kein Mensch mehr. Er gehörte ins Reich der Schatten. Er war nur mit ganz besonderen Waffen zu bekämpfen.

Kovac nahm den Schlag hin. Sein Kopf wurde zwar zur Seite gerissen, und er selbst von dem Schwung von den Beinen gefegt, doch er fing sich schnell wieder, indem er sich mit der rechten Hand an einen der Karussellpfosten klammerte – und angriff.

Wie ein Teufel stürmte er auf Fenton zu.

Der Inspektor – noch gelähmt von dem Schrecken – reagierte nicht rechtzeitig genug. Der Kopf des Vampirs traf ihn in die Magengrube.

Fenton wurde zurückgestoßen und krachte zu Boden. Mit einem Triumphschrei stürzte sich der Blutsauger auf ihn. Sein Gebiß hatte er gebleckt, die mörderischen Hauer befanden sich nur eine Handbreit von Fentons Hals entfernt.

Der Inspektor kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung. Er hatte seine rechte Hand unter das Kinn des Blutsaugers gestemmt und versuchte, den Kopf zurückzudrücken. Vor Anstrengung traten ihm die Schläfenadern dick hervor.

Doch der Vampir besaß die Kraft der Hölle. Sein Gegendruck wurde stärker und stärker.

Während Fenton versuchte sein rechtes Bein anzuwinkeln, um es dem Vampir in den Leib zu stoßen und ihn so von sich zu schleudern, fuhr Kovacs linke Hand in das Gesicht des Inspektors.

Fenton brüllte auf.

Und dieser Schrei weckte den Arzt aus seiner Erstarrung. Doc Winter hatte dem Kampf bisher atem- und tatenlos zugesehen, jetzt fiel ihm ein, daß er ja noch das kleine Kreuz besaß, das ihm sein Vater einmal geschenkt hatte. Es war eine Art Glücksbringer, angeblich sollte es aus Silber und sogar geweiht worden sein.

Der Doc riß sich die obersten Hemdknöpfe ab. Dabei lief er schon auf die Kämpfenden zu.

»Satan!« brüllte er. »Hinweg!«

Dabei fingerte er das Kreuz hervor, riß den Verschluß der Kette kurzerhand entzwei und preßte das Kreuz gegen die linke Wange des Untoten.

Der Vampir war völlig überrascht. Er hatte nicht mehr auf den Arzt geachtet.

Schaurig brüllte er auf, warf sich zur anderen Seite und preßte seine Hand auf die Stelle, wo ihn das Kreuz berührt hatte.

Doc Winter war selbst von der Wirkung überrascht. Er starrte abwechselnd auf den Vampir und dann auf das Kreuz in seiner Hand, während sich Fenton noch immer am Boden wälzte und gar nicht richtig mitbekommen hatte, daß er gerettet worden war.

Der Doc raffte noch einmal allen Mut zusammen. Zielstrebig schritt er auf den Vampir zu. Die rechte Hand hielt er ausgestreckt. Allein dieser Anblick bereitete dem Untoten körperliche Schmerzen. Angst glomm in seinen Augen auf. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg.

»Satan!« schrie der Arzt wieder. »Weiche, Satan, und ich werde dich dort hinschicken, wo du auch zu Hause bist. In die Hölle!« Da fegte der Vampir auf dem Absatz herum und rannte mit Riesenschritten auf das Karussell zu. Mit einem Satz stand er auf der Plattform, wand sich

zwischen den Figuren und Gondeln hindurch und lief mit ausgebreiteten Armen auf den Turm zu.

Und da geschah das Unglaubliche.

Plötzlich war der Turm von einer gleißenden, grünlich schimmernden Lichtaura umwoben. Die Umrisse verschwanden immer mehr, Konturen wurden zu zerfließenden Schatten, und in der nächsten Sekunde wurde der Vampir von dem Turm aufgesaugt.

Dann war alles wieder wie vorher.

Völlig normal stand das Karussell vor den ungläubig aufgerissenen Augen des Arztes.

Doc Winter wischte sich über das Gesicht. »Das – das gibt es doch nicht«, sagte er flüsternd. »Ich – ich bin doch nicht verrückt.« Er starrte auf das Kreuz in seiner Hand, dann wieder auf das Karussell. Doch der Anblick blieb.

Unendlich langsam drehte sich der Arzt um. Mit einer mechanisch wirkenden Geste steckte er das Kreuz in seine Manteltasche. »Doc, verdammt!« krächzte eine Stimme.

Sie gehörte Inspektor Fenton. Er kniete im Schlamm, sein Blick drückte Unverständnis aus.

Der Arzt half ihm hoch.

Fenton sah an sich hinunter. »Was ist geschehen? Habe ich geträumt? Und wo ist die Leiche?«

»Nicht mehr hier!«

Fentons Blick sprach Bände.

»Sie ist verschwunden«, erklärte der Doc. »In den Karussellturm hineingelaufen, als wäre er gar nicht vorhanden. Ich – ich habe so etwas noch nie erlebt.«

Fenton atmete keuchend. Er suchte nach Zigaretten, fand das Päckchen und klaubte sich mit zitternden Fingern ein Stäbchen hervor. Der Doc gab ihm Feuer.

»Dann war es doch ein Vampir«, murmelte Fenton, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen.

»Ja, Sir.«

»Und jetzt?«

Der Doc hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Inspektor.«

»Ich meine, wie sollen wir es den anderen erklären? Eine Leiche war hier, verdammt. Sie kann doch nicht einfach verschwinden, und erst noch lebendig werden. Ich glaube, ich werde wahnsinnig.«

»Es war ein Vampir, Inspektor, und er hat sie angegriffen. Wenn ich nicht mit dem Kreuz gekommen wäre…«

»Dann – dann haben Sie mir das Leben gerettet, Doc?«

Der Arzt nickte ernst. »So kann man es nennen.«

Inspektor Fenton starrte kopfschüttelnd auf seine Schuhspitzen, während er den Zigarettenrauch aus den Nasenlöchern strömen ließ.

»Unglaublich, Doc. Unglaublich. Ich weiß auch nicht, was plötzlich war. Ich sah den Toten, habe die Latte genommen – und dann…« Fenton blickte den Arzt seltsam an. »Ob wir uns vielleicht beide geirrt haben?«

»Nein, der Vampir war echt, und die Leiche war es auch. Ach, verflucht, ich kann einfach nicht darüber nachdenken. Alles ist so unwahrscheinlich, so schlimm. Der Untote ist in den Turm hineingegangen. Überlegen Sie sich das mal. Ich komme da nicht mehr mit, Inspektor. Tut mir leid, wirklich.«

Fenton hatte gar nicht richtig zugehört. Statt dessen sagte er: »Sie haben doch vorhin Scotland Yard erwähnt, und da gibt es diesen Sinclair, nicht?«

»Ja, das habe ich.«

Fenton atmete tief ein. »Ich glaube, Doc, es ist an der Zeit, daß wir diesen Mann anfordern.«

Den Worten konnte der Arzt nur zustimmen.

***

John Sinclairs Herzschlag hatte sich beschleunigt. Der Oberinspektor freute sich wie ein kleines Kind auf den Weihnachtsmann. Denn da stand er.

Der neue Wagen.

Ein Bentley, silbermetallicfarben, frisch aus der Fabrik, durchgecheckt bis ins letzte Detail und fahrbereit.

Die Fahrertür schwang auf. Der Autohändler persönlich stieg aus. John hatte bei ihm den Wagen vor einigen Wochen bestellt, sein alter Bentley hatte die Kollision mit einem Baum nicht überstanden. Der Verkäufer schwenkte den Autoschlüssel. Mit ausgebreiteten Armen kam er auf John Sinclair zu. »Mister Sinclair. Ich freue mich für Sie mit, und hoffentlich werden Sie sehr sehr lange Freude an dem neuen Wagen haben.«

Mit diesen Worten drückte der Mann John Sinclair die Schlüssel in die Hand.

John schloß die Finger. Auch er lächelte. Lange genug hatte er schließlich auf den Augenblick gewartet. In respektvoller Entfernung standen die Kollegen. Der Verkäufer hatte den Bentley direkt vor das Yard-Gebäude gefahren. John war davon gar nicht begeistert gewesen. Er hatte den Wagen persönlich abholen wollen, doch bei dem Verkäufer hatte er wie gegen eine Wand geredet.

Sicher, der Bentley war teuer. Und John Sinclair war lange nicht der Mann, der den Wagen aus der linken Tasche bezahlte. Er hatte sich dafür krummlegen müssen, hatte einen Kredit aufgenommen, und auch Scotland Yard hatte einen Teil der Finanzierung beigesteuert. Allerdings als absolute Ausnahme. Wäre John Sinclair in seinem Job

nicht so überaus erfolgreich gewesen, wäre dies gar nicht möglich gewesen. So aber hatte Superintendent Powell – Johns Chef – alle Beziehungen spielen lassen und sich letzten Endes auch durchsetzen können.

John Sinclair – von seinen Freunden auch Geisterjäger genannt – war auf seinem Gebiet wirklich ein Phänomen. Ein As in der Geister- und Dämonenbekämpfung. Mit unbeugsamem Willen und zielstrebiger Entschlossenheit hatte er sich durchgesetzt gegen die finsteren Mächte, die unsere Welt bedrohen und auch gegen Neider im eigenen Lager. Eine hundertprozentige Aufklärungsquote hatte John dienstgradmäßig nach oben katapultiert. Er war der jüngste Oberinspektor beim Yard und hatte Fälle gelöst, die oft so unwahrscheinlich waren, daß sie zahlreiche Menschen gar nicht glauben wollten.

John Sinclair war ein erklärter Gegner der Dämonen. Er jagte sie dort, wo sie auftraten. Aber die Mächte der Finsternis ersannen immer teuflischere Tricks, um die Menschheit in ihre Gewalt zu bekommen. Mehr als einmal hatte es John nur seinem Glück und seinem unerschrockenen Mut zu verdanken, daß er bisher jeden Fall gelöst hatte. Erst vor zwei Wochen hatte er mit seinen Freunden Suko und Bill Conolly Madame Wu, der Spinnenkönigin, das blutige Handwerk gelegt.

Der Vertreter der Firma strahlte John noch immer an. Er hatte wieder eine dicke Provision kassiert, so daß er John mit ruhigem Gewissen eine allzeit gute Fahrt wünschen konnte.

Der Oberinspektor bedankte sich und stieg in seinen neuen Wagen. Lederpolster glänzten ihm entgegen. Schwarz gefärbt. Die Sitze waren breit und bequem. Teakholztäfelung am Armaturenbrett gab dem Wagen eine elegante Note.

John schnallte sich an. Die Automatikgurte rasteten ein.

Der Geisterjäger startete.

Der Motor kam sofort, schnurrte wie eine zufriedene Katze, die genußvoll eine Maus verschluckt hatte.

John Sinclair lenkte den Bentley auf den yardeigenen Parkplatz und stellte ihn in der für ihn reservierten Parkbucht ab. Es juckte ihm in den Fingern, mit dem neuen Wagen eine größere Tour zu machen, doch Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps.

John mußte in sein Büro.

Mit dem Lift fuhr er hoch.

Glenda Perkins, schwarzhaarig, unerhört sexy und Johns Sekretärin, stand auf dem Gang. Das Girl hatte vor Aufregung einen roten Kopf bekommen.

»Mr. Sinclair«, rief sie. »Ich habe Sie gesehen.«

John grinste. »Wie schön für Sie.«

Glenda ließ sich gar nicht beirren. »Ich meine, wie Sie auf dem Parkplatz aus dem Wagen stiegen. Ich finde den Bentley unheimlich schick. Einfach toll.«

John drängte sich an Glenda vorbei. Sie war dreiundzwanzig, hatte ein süßes Puppengesicht und große, unwahrscheinlich blaue Augen, die von langen Wimpern meist halb verdeckt wurden. Sie trug einen knallroten Pulli und dazu einen schwarzen, modisch engen Rock. Hinter John schloß Glenda Perkins die Tür. Sie schwärmte noch immer von dem Wagen, genau wie sie heimlich von ihrem Chef sehr begeistert war. John hatte das schon bemerkt, er hütete sich aber, mit Angestellten irgendein Techtelmechtel anzufangen.

»Sie könnten mir einen von Ihren berühmten Kaffees machen«, schlug John vor, um sie endlich aus ihrer Schwärmerei zu reißen.
»Schon fertig, Mr. Sinclair. Ich bringe Ihnen eine Tasse ins Büro.«

»Das wäre nett.« John ließ die Tür offen.

Zum Glück wußte Glenda nicht genau, mit welchen Fällen John zu tun hatte. Sie stand ihm nur für den allgemeinen Schriftkram zur Verfügung. Die Berichte über die von John gelösten Fälle wurden von anderen Leuten geschrieben, um dann in den Panzerschränken des Yards zu verschwinden.

John bekam seinen Kaffee. Im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute machte er sich nicht viel aus Tee.

Der Kaffee war eine Wohltat. John Sinclair schlürfte ihn genußvoll und las dabei die internen Berichte. Er hörte gar nicht, daß Glenda Perkins die Tür hinter sich schloß.

In der letzten Nacht war einiges in London geschehen. Vor allen Dingen hatte es in Soho mal wieder gekracht. Ein Menschenhändlerring war aufgeflogen. Die Leute hatten Afrikaner illegal nach London geschleust. Dann hatte es Messerstechereien gegeben. Schlägereien und einen Raub mit Todesfolge. Der Täter war aber noch in der Nacht gefaßt worden. Ein arbeitsloser Seemann. John mußte diese Berichte jeden Morgen lesen, doch ein Fall, der seine Kompetenzen berührt hätte, lag nicht an.

Per Rohrpost schickte John den Bericht ins Archiv, wo er auf Magnetband gespeichert und aufgehoben wurde.

Und dann summte das Telefon.

»Das ist Powell«, murmelte John, nahm den Hörer ab, meldete sich und sah seine Vermutung bestätigt. Es war in der Tat Superintendant Powell, der den Geisterjäger zu sprechen wünschte. Er bat John in sein Büro.

Der Geisterjäger warf sich seine braune Glencheckjacke über und sagte zu Glenda, als er durchs Vorzimmer ging: »Bin beim Alten.«

»Ist schon gut.« Das schwarzhaarige Girl strahlte John schon wieder an.

Der werde ich mal Suko schicken, dachte der Geisterjäger und mußte bei dem Gedanken selbst grinsen.

Suko war Chinese, außerdem Johns Mitstreiter im Kampf gegen die finsteren Mächte und ein Kerl, der vor Kraft kaum gehen konnte. Wo Suko hinlangte, blieb kein Auge trocken, und auch mit Dämonen ging er nicht gerade zimperlich um.

Als John Sinclair das Büro des Superintendenten betrat, stand Powell am Fenster. Mit der rechten Hand deutete er nach unten. »Der Wagen macht sich gut auf dem Parkplatz.«

»Ja«, erwiderte John, »finde ich auch.«

Powell drehte sich um. »Ich hoffe, diesmal hält er länger.«

»Es kommt darauf an, mit welchen Fällen Sie mich betrauen, Sir.«

»Womit wir beim Thema wären«, sagte Powell. »Setzen Sie sich.« Der Superintendent schien heute seinen friedlichen Tag zu haben. Nichts war von seiner sonstigen Verbissenheit zu bemerken, und sein Magen streikte wohl auch nicht.

Der Mann erinnerte John immer an einen alternden Pavian. Powell hatte ein fleischiges Gesicht, und auf seiner Nase saß eine Brille mit sehr starken Gläsern. Powell kleidete sich englisch konservativ und war auch sonst ein Monarchist durch und durch. Geheiratet hatte er nicht, er lebte nur für seinen Beruf. Obwohl Powell einen nicht gerade forschen Eindruck machte, war er doch ein glänzender Stratege, der hinter seinem Schreibtisch alle Fäden in der Hand hielt und immer am Ball war.

»Ausgeruht haben Sie sich ja lange genug«, sagte Powell und blickte John an.

Der Oberinspektor hob die Schultern. »Das ist Ansichtssache, Sir. Ich für meinen Teil…«

Powell winkte ab. »Ich weiß schon, mit Ihnen kann man nicht diskutieren.«

»Sie nicht, Sir«, schränkte John ein.

»Hm.« Powell verzog den Mund. Dann kam er zur Sache. »Ich habe hier den Bericht des Kollegen aus Brighton vorliegen«, sagte er. »Der Mann heißt Fenton und ist Inspektor der Mordkommission. Ich glaube nicht, daß er ein Spinner ist. Der Fall ist zwar sehr unwahrscheinlich, aber darauf sind Sie ja spezialisiert, John. Hier, lesen Sie.« Mit diesen Worten überreichte Powell John Sinclair einen schmalen Hefter.

Der Geisterjäger begann zu lesen. Fenton hatte wirklich haargenau alles aufgeführt und hatte außerdem noch einen Zeugen benannt. Einen gewissen Doktor Winter.

In fünf Minuten hatte John den Bericht durchgelesen. Gelassen legte er die Akte auf Powells Schreibtisch zurück.

»Und?« fragte der Superintendent.

»Da scheint was dran zu sein«, erwiderte John Sinclair. »Ich sehe mir

die Sache mal an.«

»Wann?«

John stand auf. »Sofort, Sir.«

»Okay. Ach so, da wäre noch etwas. Ich habe Erkundigungen über den Kollegen Fenton eingezogen. Er wurde mir als ehrgeiziger, etwas exzentrischer Typ geschildert…«

»Sie meinen, wir beide könnten uns in die Haare geraten?«

»So ungefähr.«

»Keine Angst, Sir.« John lachte. »Ich werde schon mit ihm zurechtkommen. Er wäre nicht der erste Kollege, dem hinterher die Augen übergegangen sind. So long.«

»Alles Gute.«

John Sinclair verließ Powells Büro. Er hätte nicht gedacht, daß er seinen Wagen so schnell brauchen würde.

***

Auf dem schmalen Holztisch stand ein großer Becher mit Kaffee. Das Getränk dampfte noch, und als Doug McMahon nach dem Becher faßte, verbrannte er sich fast die Finger.

Vorsichtig schlürfte der Tankstellenbesitzer das heiße Getränk. Es war acht Uhr morgens, und sein Gehilfe, dieser lausige Spiro, war noch nicht erschienen. Zum Teufel mit ihm. McMahon war sauer. Auf niemanden konnte man sich heute noch verlassen. Kovac hatte er auch gefeuert. Der Kerl war faul gewesen und hatte außerdem noch Geld geklaut. Er konnte froh sein, daß McMahon ihn nicht angezeigt hatte, aber jetzt tat ihm ja nichts mehr weh.

Doug McMahon war ein stämmiger Typ. Auf seinem dicken Hals saß ein Quadratschädel mit borstigen rotblonden Haaren. Augenbrauen hatte McMahon kaum, die breite Stirn wirkte wie eine Platte, und die Augen waren klein und wasserblau. An Körperfülle brachte McMahon einiges auf die Waage, und sein Bauch war im Laufe der Zeit so dick geworden, daß er kaum noch darüber hinwegsehen konnte. McMahon leerte den Becher. Er verbrannte sich dabei die Zunge, und seine Laune sank noch um einige Grade.

Von dem Tisch aus konnte er in den kleinen Kassen- und Verkaufsraum blicken und dann weiter durch die große Glasscheibe auf den Vorplatz mit den beiden Zapfsäulen. Sie waren nicht einmal überdacht. McMahon war kein großer Freund von Investitionen, außerdem fehlten ihm dazu auch die finanziellen Mittel. Schließlich schlug McMahon mit der Faust auf den Tisch. Wenn Frank Spiro heute auch nicht zum Dienst erschien, dann würde er ihn feuern. Gestern, nun, das konnte er noch verstehen. Spiro hatte einen Toten gefunden. Er war dann an der Tankstelle erschienen, hatte McMahon die Geschichte berichtet und war wieder gefahren. McMahon hatte ihm

großzügigerweise freigegeben. Aber daß er heute noch nicht da war, ging dem Tankstellenbesitzer über die berühmte Hutschnur. Dem Kerl wollte er was erzählen.

McMahon war auch im Dorf gewesen. Polizisten hatten ihn nach Kovac ausgefragt. Es war schon fast ein Verhör gewesen, als ob er die Schuld am Tod des Tschechen getragen hätte. Benehmen hatten die Bullen keins. So sah es wenigstens Doug McMahon.

Er blickte wieder hinaus auf die Schnellstraße. Sie war die Verbindung London-Brighton, und McMahon hätte eigentlich ein gutes Geschäft machen können, wenn nicht zwei Meilen weiter eine Großtankstelle mit allem Drum und Dran gewesen wäre. Dort bekamen die Autofahrer, was ihr Herz begehrte. Außerdem gab es eine Raststätte. Einige Straßengirls aus London waren dort immer vertreten, was vor allen Dingen die Lastwagenfahrer erfreute. McMahon hatte einen Vorteil auf seiner Seite. Er war der Besitzer der Tankstelle, Brauchte also keine Pacht zu bezahlen, und das war schon viel wert. Außerdem kannte er die Vertreter der großen Ölgesellschaften noch aus früheren Tagen persönlich. Er hatte mit ihnen manches Geschäftchen gedreht, so daß ihm die Knaben jetzt in gewisser Weise verpflichtet waren.

Doug McMahon sah einen Lieferwagen in langsamer Fahrt auf die Tankstellenabfahrt zukommen. Dann flackerte das Blinklicht. McMahon erhob sich ächzend. Mit den Händen in den Hosentaschen schlenderte er durch den Verkaufsraum und stieß die braune Holztür mit der Glasscheibe auf.

Der Lieferwagen hatte neben der ersten Zapfsäule gestoppt. Ein noch junges Gesicht schaute aus dem heruntergekurbelten Fenster. »Volltanken, Mister!«

»Okay.«

McMahon nahm den Zapfschlauch und machte sich lustlos an die Arbeit. Gelassen wartete er, bis der Tank voll war, kassierte, mußte Wechselgeld herausgeben und verschwand wieder in seiner Privatbude.

In einem Regal lag die Zeitung. McMahon fiel ein, daß er sie noch gar nicht gelesen hatte. Er griff sich das Blatt und wollte wieder am Tisch Platz nehmen, als er ein Geräusch hörte.

McMahon kreiselte herum. Er war trotz seiner Körperfülle ziemlich schnell. Und dann hatte er das Gefühl, von einem Holzhammer getroffen zu werden.

Aus einer Nische zwischen zwei schmalen Schränken löste sich eine Gestalt.

Es war Ken Kovac – der Tote!

***

»Wenn du so weitermachst, Frank, bist du heute deinen Job noch los«, sagte Diana Spiro. Man merkte ihrer Stimme an, daß sie ein Weinen unterdrücken mußte.

Die beiden lagen nebeneinander im Bett. Spiro starrte die Decke an. Eine brennende Zigarette qualmte zwischen seinen Lippen. Träge zogen die Rauchkringel dem halboffenstehenden Fenster zu. Das Zimmer war spärlich möbliert. Ein altes Doppelbett, ein wackliger Schrank, eine Kommode mit einer Waschschüssel darauf. Sie war zur Hälfte mit Wasser gefüllt.

Neben Diana Spiros Betthälfte brannte eine Lampe. Der Schirm bestand aus billigem Pergament und zeigte schon Stockflecken. Das Licht reichte soeben aus, um Dianas Gesicht zu beleuchten. Diana Spiro sah um zehn Jahre alter aus, als sie in Wirklichkeit war. Das Leben hatte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen Falten durchzogen die Haut wie ein feines Netzwerk. Die Augen hatten einen stumpfen Blick, und nur der volle, sinnlich geschwungene Mund paßte nicht in dieses Gesicht.

Diana Spiro hatte die Bettdecke bis zum Kinn hochgezogen. Es war kalt im Zimmer. Einen Ofen gab es nur in der kleinen Küche. Und Heizmaterial war teuer.

»Du mußt auch mal an unser Kind denken, Frank«, sagte Diana. »Ich meine, du brauchst ja nicht nur für mich arbeiten, aber wenn du keinen Job mehr hast, wer soll das Baby ernähren?« Diana drehte den Kopf und blickte auf das Profil ihres Mannes. »Hörst du mir überhaupt zu.«

»Naturlich.«

»Erzähl mir nichts, Frank, du bist mit deinen Gedanken woanders. Komm, steh auf, und fahr zur Tankstelle.«

»Wenn du ihn gesehen hattest, Diana«, murmelte Frank. »Es war ein grauenhafter Anblick. Allein die Augen und die Gesichtsfarbe. Das ist kaum zu beschreiben.«

Diana stieß ihren Mann an. »Verschone mich mit Einzelheiten, Frank. Bitte.«

»Schon gut.«

Die beiden schwiegen wieder Frank Spiro nahm die Zigarette aus dem Mund legte sie in einen auf dem Boden stehenden Ascher. »Steh doch endlich auf«, drängte Spiros Frau »Sag McMahon einfach, du hattest den Anblick der Leiche noch nicht verkraftet Er wird das schon verstehen. Sonst rede ich mit ihm.«

»Das kommt gar nicht in die Tüte.« Frank Spiro war mit einem Satz aus dem Bett Er trug nur eine knappe Unterhose. Auf Spiros Brust wuchs das blonde Haar in einem dichten Pelz. Der Mann trat an die Waschschüssel Diana blieb liegen und sah Frank zu, wie er sich wusch. Ihre Lippen verzogen sich zu einem etwas verloren wirkenden

Lächeln. Ihre Blicke tasteten den breiten Rücken ab und sahen dem Spiel der Armmuskeln zu.

Ja, sie liebte Frank. Mochte er auch seine Fehler haben, sie hatte ihn nie gegen einen anderen Mann getauscht. Ihre Eltern hatten ihr von der Heirat abgeraten, aber Diana hatte bisher noch nichts bereut. Frank drehte sich um. »Ich geh dann jetzt«, sagte er.

»Schon gut, Darling. Und entschuldige.«

»Weswegen?«

»Daß ich vorhin etwas grob zu dir war.«

»Schon vergessen.«

Frank ging zum Schrank und streifte sich sein Hemd über den Kopf.

Dann schlüpfte er in die Cordhose, und anschließend zog er noch seine Lederjacke an.

»Good bye, Darling.« Frank beugte sich über das Bett und gab seiner Frau einen Kuß auf die Lippen.

»Gib auf dich acht«, flüsterte Diana.

»Okay.«

In der Küche lagen zwei eingewickelte Sandwiches. Frank verstaute sie in der rechten Tasche seiner Lederjacke und verließ die Wohnung. Das Rad stand im Hinterhof, einem engen Geviert mit Mauern, von denen der Putz bereits abgeblättert war Mülltonnen standen aufgereiht wie Zinnsoldaten.

Frank traf noch eine Nachbann, grüßte und schwang sich in den Fahrradsattel.

Wieder fuhr er die gleiche Strecke wie jeden Tag. Um diese Zeit jedoch herrschte schon mehr Verkehr, und Frank kam nicht so zügig voran.

Als er den Ort Brickaville auftauchen sah, fuhr er einen Bogen. Er wollte nicht noch einmal den Rummelplatz überqueren. Über einige schmale Feldwege erreichte der die Rückseite der Tankstelle. Frank lehnte seinen alten Drahtesel gegen die Mauer des kleinen Anbaus. In diesem Bau hatte sich Doug McMahon eine provisorische Werkstatt eingerichtet. Hin und wieder führte er kleinere Reparaturen durch, vor allen Dingen an Landmaschinen und Zweirädern.

Während Frank Spiro den Anbau umrundete, ließ er sich noch einmal seine Ausrede durch den Kopf gehen. Er wollte seinem Chef erzählen, die Polizei hätte ihn noch einmal zu einem Verhör gerufen, und hoffte gleichzeitig darauf, daß McMahon die Angaben nicht nachprüfte. Die Wintersonne stand etwas schräg und spiegelte sich in den Scheiben des Kassen- und Verkaufsraumes, so daß Frank Spiro geblendet wurde.

Aus diesem Grund konnte er nicht bis in McMahos Privatzimmer durchsehen.

Spiro öffnete die Tür. Eine blechern klingende Glocke schlug an. »Mister McMahon!« rief der junge Tankwart.

Keine Antwort.
Und da sah Frank die beiden Männer. Der eine davon war McMahon. Er lag halb auf dem Boden und hielt einen schweren Schraubenschlüssel umklammert. Den rechten Arm hatte er zum Schlag erhoben.
Frank Spiro dachte zuerst an einen Überfall. Mit zwei langen Schritten stürmte er in den kleinen Raum, und in dem Augenblick drehte sich der andere Kerl, der ihm bisher den Rücken zugekehrt hatte, um. Frank Spiro sah genau in das Gesicht seines toten Kollegen Ken Kovac!

***

»Ich – ich denke, du bist tot«, stammelte Doug McMahon. Er wußte selbst, wie blödsinnig die Worte klangen, aber ihm fielen im Moment keine anderen ein.
Der Vampir verzog seine Lippen. »Ich bin auch tot«, sagte er flüsternd. »Aber nicht so, wie du es dir vorstellst, McMahon. Ich kann immer wieder leben und meinen Auftrag ausführen.«
Doug McMahon begann zu husten. Er hatte sich am Tisch festgeklammert und schüttelte immer wieder ungläubig den Kopf. »Welchen Auftrag mußt du ausführen?« wollte er mit schwacher Stimme wissen.
Der Untote lachte. Er weidete sich an der Angst des Tankstellenbesitzers. So grob McMahon auch war, er war aber ein Kind dieser Gegend. Und hier, wie auch sonst auf der Insel, glaubte man noch an Geister und Gespenster. Nicht weit von Brickaville entfernt gab es sogar ein altes Spukhaus, in dem der Geist einer längst verstorbenen Gräfin umgehen sollte. Und McMahon glaubte fest daran, daß dieser Geist auch existierte.
Und plötzlich kam die Angst. Sie überfiel den Tankstellenbesitzer wie ein wildes Tier.
McMahon sank auf die Knie. »Kovac!« heulte er. »Kovac, tu mir nichts. Du weißt, ich habe dich immer gut behandelt. Ich habe dir Geld und Brot gegeben, als dich niemand mehr haben wollte. Bitte, Kovac, laß mich am Leben.«
Der Vampir lachte grausam. Dabei öffnete er seinen Mund und präsentierte die beiden nadelspitzen Zähne.
McMahon begann zu zittern. »Nein«, würgte er. »Nicht…« Hastig schlug er ein Kreuzzeichen.
Der Vampir schrie. Er drehte den Kopf zur Seite und hob noch seinen Arm schützend vor das Gesicht.
»Tu es nie wieder, McMahon!« brüllte er. »Nie wieder das Kreuzzeichen, hörst du!«
McMahon gab keine Antwort. Auf allen vieren war er zur Seite

gekrochen, unter dem Tisch her. Wie ein waidwundes Tier versuchte er die rettende Tür zu erreichen.

Doch der Vampir erriet die Absicht. Er sprang vor, trat gegen den Tisch, und dieser kippte um.

Er polterte neben McMahon zu Boden, der leere Kaffeebecher fiel mit einem blechernen Ton zu Boden.

Doug McMahon packte ihn und zielte mit dem Becher nach dem Vampir.

Der Untote zuckte zurück. »Du Hund!« schrie er. Er wollte sich auf den Tankstellenbesitzer stürzen, doch McMahon war schon auf einen kleinen, grün lackierten Spind zugehetzt und hatte mit einem Ruck die Tür aufgerissen.

Griffbereit lag der schwere Schraubenschlüssel im zweituntersten Fach.

McMahon packte ihn und wirbelte herum.

Er traf den Untoten in der Körpermitte.

Der Vampir wurde zurückgeworfen, stolperte über den Tisch, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken. Einige Herzschläge lang war er wehrlos.

McMahon lachte gellend und irr. »Du Höllenhund!« geiferte er und wollte sich auf den Untoten stürzen.

Doch Kovac hatte aufgepaßt. Pfeilschnell zuckte seine rechte Hand vor und umklammerte das Schlaggelenk des Tankstellenbesitzers. Der Hieb wurde gestoppt. McMahon hatte das Gefühl, eine Stahlspange würde sein Gelenk halten.

Er kniete noch immer über dem Vampir, der plötzlich anfing zu lachen. »Du schaffst es nicht, McMahon!« keuchte er. »Ich werde meinen Auftrag ausführen und dich auf das Todeskarussell bringen. Und dort wirst du dann die Höllenfahrt antreten.«

Doch McMahon wollte nicht aufgeben. Er ließ sich von dem Untoten auch nicht einschüchtern. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen den Klammergriff, doch Kovac gelang es, McMahons Handgelenk immer mehr zur Seite zu drehen.

Der Tankwart spürte einen rasenden Schmerz.

»Laß los!« zischte der Vampir. »Du schaffst es nicht!«

Wild schüttelte Doug McMahon den Kopf.

Das war genau in dem Augenblick, als Frank Spiro an der Tür auftauchte.

Die Glocke schlug an.

Der Vampir und auch McMahon erstarrten in ihrer Kampfhaltung. Der Tankwart fing sich als erster. »Frank!« schrie er. »Los, hilf mir, zum Teufel!«

Doch Spiro stand wie festgewachsen auf der Türschwelle. Er hatte den Schock längst nicht überwunden. Für ihn war es ein Ding der

Unmöglichkeit, Ken Kovac plötzlich vor sich zu sehen. Denn er war es schließlich gewesen, der Kovacs Leiche gefunden hatte. »Ich – ich kann nicht!« würgte Frank Spiro.

Der Vampir erfaßte die Situation viel schneller als Doug McMahon. Er verstärkte seinen Griff.

Plötzlich schrie McMahon auf. Der Schraubenschlüssel entfiel seiner Hand, als sei er ein glühendes Stück Eisen. Ken Kovac hatte es geschafft.

Schwer fiel McMahon zur Seite. Die Schmerzen rasten durch seine gesamte rechte Seite.

Und der Vampir lachte.

Er machte, sich von McMahon frei, der auf seine Beine gefallen war. Dann packte er den schweren Schraubenschlüssel und holte weit aus.

»Neiiinnn!«

Frank Spiros Schrei ließ den Untoten innehalten. Kovac drehte sich um.

»Du auch!« kreischte er und hetzte auf Frank Spiro zu.

Frank zuckte zurück. Wuchtig warf er die Tür zu.

Der Vampir hatte schon ausgeholt und konnte auch den Schlag nicht mehr stoppen.

Die Scheibe zersplitterte unter dem Hieb des Schraubenschlüssels. Glasscherben regneten auf den Boden. Der Vampir wurde von seinem eigenen Schwung vorangerissen. Scharfkantige Splitter drangen in seine Kleidung. Ein Splitter jagte ihm genau in die Stirn und blieb dort stecken, doch nicht ein Tropfen Blut drang aus der Wunde. Dann stürzte Kovac durch das entstandene Loch in der Tür. Er durfte Frank Spiro nicht entkommen lassen. Wenn der einmal um Hilfe schrie und andere Menschen alarmierte, sah es um dem Vampir schlecht aus.

Doug McMahon konnte er vorläufig vergessen.

Der Tankstellenbesitzer lag auf dem Boden.

Frank Spiro hatte schon einen kleinen Vorsprung rausgeholt. Etwa sechs, sieben Yards. Noch zwei Schritte, dann hatte er die Tanksäulen erreicht.

Ken Kovac handelte innerhalb eines Herzschlages. Er riß seinen rechten Arm über den Kopf und schleuderte den Schraubenschlüssel zielsicher in Frank Spiros Rücken.

Der Aufprall riß Spiro von den Beinen.

Er kippte gegen die Tanksäulen und fiel zu Boden.

Er wollte schreien, wälzte sich auf die Seite und sah den Vampir mit langen Sätzen herangehetzt kommen. Gellendes triumphierendes Gelächter drang aus dem Mund des Untoten. Weit aufgerissen waren die Augen. Die spitzen Eckzähne ragten bis über die Unterlippe. Der Vampir hatte den angststarren Frank Spiro gerade erreicht, da hörte er das Kreischen von Reifen auf dem Asphalt der Zufahrt. Ken Kovac riß

den Kopf herum.

Was er sah, gefiel ihm gar nicht. Wie ein großes Raubtier kam ein Wagen auf die beiden Zapfsäulen zugeschossen…

***

John Sinclair hatte Suko in London gelassen.

Sein chinesischer Kampfgefährte half Johns Freund Bill Conolly bei dessen Vorbereitungen für eine Chinareise. Suko, der ja aus dem Land der Mitte stammte, konnte dem Reporter zahlreiche gute Tips geben. Es war auch durchaus möglich, daß Suko mit nach China fuhr, das würde sich allerdings erst in den nächsten Tagen entscheiden. Das graue Asphaltband der Straße wischte unter den Rädern des Bentley dahin. John fuhr im Siebzig-Meilen-Tempo. Er durfte den neuen Wagen noch nicht voll ausfahren.

Der Tag war trübe. Erinnerte mehr an den Monat November als an Februar. Es herrschte mittelmäßiger Verkehr. Viele Lastkraftwagen waren unterwegs, meist jedoch auf der Gegenfahrbahn in Richtung London.

Die Schnellstraße beschrieb einen Bogen, und am Scheitelpunkt der Kurve sah John eine Großtankstelle mit einem Rasthaus. Jetzt wußte er, daß er über die nächste Abfahrt den Ort Brickaville erreichen konnte. Er befand sich bereits in der Provinz Sussex. Vor sich sah er die Umrisse der South-Downs-Berge, an deren südlicher Seite das Seebad Brighton lag.

Brickaville lag von John aus gesehen noch vor dem Mittelgebirge, dessen Hänge mit Tannen- und Mischwald bewachsen waren und eine grüne Lunge der Natur bildeten.

Der Oberinspektor fuhr an der großen Raststätte vorbei. An der Ausfahrt stand ein Anhalterpärchen und winkte. John ließ sie stehen. Wald säumte die Fahrbahn an der rechten Seite. Die Spitzen der Fichten lagen im Dunst.

Der Wald hörte auf. John sah eine schmale Ausfahrt und dahinter eine Tankstelle, die nicht mehr als zwei Zapfsäulen besaß. Der Geisterjäger hatte seine Geschwindigkeit etwas verringert. Er warf einen Blick zu der Tankstelle hinüber. Aus dem Protokoll wußte er, daß der Mann, der den Erhängten gefunden hatte, an dieser Tankstelle arbeitete. Plötzlich verengten sich Johns Augen. Er bekam das Geschehen in höchstens zwei, drei Sekunden mit, aber diese Zeit reichte ihm, um alles genau zu erfassen.

Aus der Tür des Kassenhäuschens war ein Mann gestürzt. Er rannte auf die beiden Zapfsäulen zu. Selbst auf die relativ große Entfernung hin konnte John erkennen, daß das Gesicht des Mannes panikartig verzerrt war.

Sinclair handelte.

Er riß den Bentley herum.
Willig gehorchte ihm der schwere Wagen. Schon wischten die breiten Reifen über die schlecht asphaltierte Strecke der Zufahrt. Eine zweite Person tauchte aus dem Kassenhaus auf. Sie warf einen schweren Gegenstand, traf den Flüchtenden damit in den Rücken, der daraufhin zusammenbrach.
Dann war John heran.
Sein rechter Fuß nagelte das Bremspedal.
Der Bentley stand.
Der Kerl, der sich über den Verletzten gebeugt hatte, zuckte herum. John sah die weit aufgerissenen blutunterlaufenen Augen und das häßliche Vampirgebiß des Kerls.
Der Geisterjäger wußte Bescheid.
Und er war haargenau im richtigen Augenblick gekommen.
Johns Rechte klickte den Verschluß des Gurtes los. Mit der linken Hand stieß er schon die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Der Vampir hatte sich bereits seinem neuen Gegner zugewandt. Er war völlig aus dem Häuschen. Jetzt hatte er es schon mit drei Feinden zu tun, aber er wollte nicht aufgeben.
Und er hatte einen Auftrag zu erfüllen.
John stand noch nicht ganz, als der Untote ihn schon an der Schulter packte und herumreißen wollte.
Sinclair schlug die Hand zur Seite, gleichzeitig trat er Kovac die Beine weg.
Der lebende Tote fiel auf den Rücken. Hart schlug er mit dem Kopf auf das Pflaster, doch Schmerzen verspürte er nicht. Ihm als Untoten waren menschliche Gefühle völlig fremd.
John Sinclair setzte nicht nach. Statt dessen lief er um seinen neuen Wagen herum, fingerte hastig den Schlüssel zum Kofferraum hervor, um an seinen Spezialkoffer zu gelangen, in dem er Waffen aufbewahrte, die in seinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis unerläßlich waren.
Zum Beispiel seine mit Silberkugeln geladene Beretta-Pistole. John riß die Haube hoch. Er packte den schmalen Aktenkoffer, kam aber vorerst nicht dazu, ihn zu öffnen. Ken Kovac war schon da. Er schlug John in den Rücken.
Der Geisterjäger fiel mit dem Oberkörper in den Kofferraum. Er stieß sich den Kopf an einer Kante, sah für einen Augenblick bunte Sterne vor seinen Augen aufplatzen und hörte den erschreckten Schrei des am Boden liegenden blonden Mannes.
John wollte sich herumwerfen, doch der Untote saß ihm bereits im Nacken. Hart warf er den Geisterjäger wieder nach vorn. John konnte sich mit der rechten Hand noch abstützen, sonst wäre er unweigerlich mit dem Kopf auf den Boden des Kofferraums geprallt.

Der Oberinspektor wußte um die Kräfte der Untoten. Nicht zum erstenmal hatte er mit ihnen zu tun. Menschliche Kraft allein konnte diese Horror-Gestalten kaum besiegen.
John Sinclair versuchte sich verzweifelt aus dem mörderischen Griff zu winden, doch der Vampir hielt ihn umklammert. John vernahm das Keuchen an seinem linken Ohr und die gestammelten Worte des Untoten.
»Blut!« fauchte der Vampir. »Blut! Ich werde es bekommen. Ich…«
Ruckartig schnellte John hoch. Der Vampir in seinem Nacken verlor kurz die Übersicht, und es gelang dem Geisterjäger so etwas wie einen Hebelwurf anzusetzen.
Ken Kovac rutschte über Johns rechte Schulter, mußte beide Hände benutzen und sich abstützen, um nicht ebenfalls im Kofferraum zu landen.
Sinclair winkelte den linken freien Arm an.
Kovacs Kopf wurde in den Nacken gerissen. John setzte noch einmal nach und verschaffte sich so etwas Luft. Allerdings nicht soviel, daß er Zeit gehabt hätte, seinen Spezialkoffer zu öffnen und an die Waffe zu kommen.
Er mußte sich etwas anders einfallen lassen.
Da fiel sein Blick auf die Spraydose. Sie lag im Kofferraum und enthielt ein Mittel gegen zugefrorene Scheiben.
Ein Griff, und John hielt die Dose in der Hand.
Der Vampir war blind in seiner Wut. Wild stürzte er wieder auf den Geisterjäger zu.
John ließ ihn kommen.
Als der Untote nur noch einen Schritt von ihm entfernt war, handelte John.
Ein nadelfeiner Strahl, zischte aus der Düse und traf mitten ins Ziel. Der Vampir riß seine Hände vors Gesicht, versuchte die klebrige Masse wegzuwischen, schaffte es aber nicht, sondern verschmierte sie nur noch mehr. Um seinen Gegner kümmerte er sich nicht. Er hatte genug mit sich selbst zu tun.
John Sinclair öffnete den Deckel des Koffers.
Die Pistole lag in der Mitte, eingebettet in sein rotes Samtkissen. John holte sie aus der kleinen Mulde. Ein Griff, und die Waffe war entsichert.
Der Vampir war auf das Kassenhaus zugetaumelt. Er hatte die Arme ausgestreckt, und seine Hände berührten bereits die schmutzige Glasscheibe.
Da war John bei ihm.
Hart preßte er die Mündung der Waffe gegen den Hinterkopf des Untoten. Mit der anderen Hand faßte er in dessen Haare.
»Hör zu, Blutsauger!« flüsterte John den Vampir ins Ohr. »Die Pistole

ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Du weißt, daß sie für dich endgültig tödlich sind. Mach jetzt keinen Unsinn, und beantworte mir genau meine Fragen. Verstanden?«

Der Vampir nickte. Er hatte sich versteift. Johns Worte waren ihm wie ein Schock in seine Glieder gefahren. Er kannte die tödliche Wirkung des Silbers, und er ahnte auch, daß ihm hier ein Gegner gegenüberstand, dem er nicht gewachsen war.

Aus den Akten wußte John von dem geheimnisvollen Todeskarussell. Jetzt sah er eine Chance, wenigstens einen Teil des Rätsels aufzuklären.

»Rede!« zischte er dem Vampir ins Ohr. »Was hat es mit dem Karussell auf sich?«

»Ich – ich…«

John drückte mit der Waffe fester zu. »Ich brauche nur meinen Zeigefinger um zwei Millimeter zu bewegen, und es hat dich gegeben, Blutsauger.«

Der Vampir hatte wohl verstanden, um was es ging. Quälend langsam drangen die Worte über seine Lippen. »Es ist das Tor zu Chandra«, flüsterte er rauh.

»Wer ist Chandra?«

»Der Fürst der Todessippe!«

»Und was hat es mit dieser Sippe auf sich?«

»Es sind Zigeuner. Mehr – mehr weiß ich auch nicht. Man hat sie getötet. Damals… und jetzt… sie wollen sich rächen. Der Fluch des Chandra hat sich erfüllt.«

»Und welche Rolle spielt das Karussell? Du hast die Frage noch nicht beantwortet.«

»Es hängt mit den sieben Rachetagen zusammen. Sie werden kommen und schreck…«

Plötzlich riß ein mörderischer Schmerz John Sinclairs rechtes Schienbein fast entzwei. Der Vampir hatte zugetreten und mit seinen schweren Schuhen ausgerechnet eine empfindliche Stelle getroffen. John Sinclair krümmte sich. Tränen schossen ihm in die Augen. Ken Kovac hatte sich umgewandt. Seine Hände suchten Sinclairs Hals. Der Mund mit den beiden schrecklichen Zähnen war weit geöffnet. Unmenschliche Laute drangen dem Geisterjäger entgegen. Dem Oberinspektor blieb keine andere Wahl.

Er mußte schießen.

Der Schuß blaffte auf, die Beretta in seiner Hand ruckte. Das silberne Geschoß drang dem Vampir mitten ins Herz.

Ken Kovac fiel zu Boden. Er stöhnte.

Sein untotes Dasein schmolz dahin wie Eis in der Sonne.

Fast übergangslos setzte der Zerfallsprozeß ein. Bald schon starrte John Sinclair auf ein bleiches Gerippe, das, als er es mit der Fußspitze

anstieß, zu Staub verfiel.
Ken Kovac war endgültig gestorben.
John steckte die Waffe weg. Der blonde Mann an den beiden Tanksäulen hatte sich erhoben. Aus großen, ungläubig aufgerissenen Augen blickte er den Geisterjäger an. Er konnte nicht fassen, was er eben noch miterlebt hatte.
John ging zu dem Mann. »Sind Sie verletzt?« fragte er.
»Ich glaube nicht.« Das Stöhnen strafte die Worte des Mannes Lügen. Dann deutete er auf den Schraubenschlüssel. »Er hat ihn mir ins Kreuz geworfen. Wenn Sie nicht gekommen wären… danke, Mister.«
John winkte ab. »Schon gut, das ist mein Job.«
»Wer sind Sie?«
»Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard. Und Sie?«
»Frank Spiro.«
»Dann haben Sie den toten Kovac entdeckt?«
»Ja, aber woher wissen Sie…?«
»Später.« John zeigte auf die Stelle, wo noch Überreste des Untoten lagen. »Kannten Sie den Vampir?«
Spiro nickte. »Es war Kovac.«
»Oh.« Überrascht hob John die Augenbrauen. Nähere Erklärungen bekam er jedoch nicht. Doug McMahon, der Tankstellenbesitzer, kam aus dem Kassenhaus getaumelt. Er umklammerte sein Handgelenk. Sein Gesicht war kalkweiß.
John lief dem Mann entgegen und stützte ihn. McMahon stand der kalte Schweiß auf dem Gesicht. »Dieser Kerl«, ächzte er. »Einen Arzt, ich…«
Plötzlich verdrehte der Mann die Augen und war im nächsten Augenblick bewußtlos. John konnte ihn gerade noch auffangen, bevor er zu Boden stürzte.
Frank Spiro kam angehumpelt. John sah seinen erschreckten Gesichtsausdruck und lächelte beruhigend. »Keine Angst, Mister Spiro, er ist nur bewußtlos. Aber Sie beide brauchen einen Arzt. Sie haben doch hier Telefon?«
»Ja.«
»Dann rufen Sie den Doc an. Er soll sofort herkommen.«
»Ist gut, Sir.« Frank Spiro verschwand in dem kleinen gläsernen Kassenhaus.
John Sinclair zündete sich nachdenklich eine Zigarette an. Sein Verdacht hatte sich bestätigt. Er war mal wieder in den dicksten Schlamassel hineingeraten…

***

Superintendent Powell hatte Inspektor Fenton als ehrgeizigen exzentrischen Mann bezeichnet. Den Eindruck hatte John Sinclair

jedoch nicht.
Fenton war sogar überaus höflich und zuvorkommend. John entgingen allerdings nicht die Ringe unter seinen Augen, und auch die Gesichtshaut wirkte welk und abgeschlafft. Dieser Mann hatte in den letzten beiden Tagen allerhand durchgemacht.
Fenton hatte seine Zelte in dem einzigen Hotel aufgeschlagen, das Brickaville zu bieten hatte. Das Haus nannte sich GOLDEN GOOSE, und in Anlehnung des Namens war eine goldene Gans an die Mauer über der Eingangstür gepinselt worden. Sie mußte jedes Jahr neu gemalt werden, da die Farbe immer wieder verblaßte.
Um Frank Spiro und Doug McMahon kümmerten sich bereits die Ärzte. Die beiden Männer waren nach Brighton ins Krankenhaus gebracht worden. Dort waren sie am besten aufgehoben.
»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Fenton den Oberinspektor. »Ich habe allerdings nur Whisky anzubieten.«
John lächelte. »Einen kleinen Schluck nehme ich.«
»Okay, trinken wir ihn zusammen.«
Wassergläser standen auf der Ablage über dem Waschbecken und die Whiskyflasche neben dem Bett. Fenton goß ein. »Auf die Lösung des Falles«, sagte er und kippte das Getränk in einem Zug hinunter. Dann verzog er das Gesicht und stellte das Glas weg. »Im Dienst trinken, das habe ich auch noch nicht gemacht.«
John lachte. »Irgendwann ist jeder mal reif.«
»Sie sagen es.« Fenton ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er war zwar ungepolstert aber sauber. Auch das Zimmer machte alles in allem einen sehr wohnlichen Eindruck. Die beiden kleinen Fenster mit den blanken Scheiben, die bunte Tapete – Blümchenmuster – und die bedruckten Vorhänge. Etwas spießbürgerlich zwar, aber gemütlich.
»Was hält Sie eigentlich noch hier, Kollege?« fragte John. Er drehte das Glas zwischen den Fingern und blickte Inspektor Fenton an.
Fenton hob die Schultern. »Meine Sturheit.«
»Wie soll ich das verstehen?«
»Wissen Sie, Kollege, ich bin ein Typ, der immer das ausführt, das er sich in den Kopf gesetzt hat. So ist es auch hier. Ich will das Rätsel dieses Karussells aufklären, und wenn ich dabei über den Jordan gehe.«
John wiegte den Kopf. »Sie sollten weniger verbissen sein, Fenton.«
Die Haltung des Inspektors straffte sich. »Warum?«
»Weil wir es hier mit Rätseln zu tun haben, die nicht mit normalen kriminalistischen Methoden zu lösen sind. Glauben Sie an Geister, Inspektor?«
»Eigentlich nicht.«
»Sehen Sie. Aber Sie sind eines besseren belehrt worden und standen dem Phänomen ziemlich hilflos gegenüber. Dieser Vampir, der

aufgetaucht ist, lebt nicht mehr. Das wissen Sie wahrscheinlich.«

»Ja.«

»Okay, ich habe ihn mit einer geweihten Silberkugel getötet. Es gibt auch noch andere Methoden, auf die ich aber nicht näher eingehen will. Tatsache ist jedoch, daß diese Blutsauger nun mal existieren. Genau wie Werwölfe, Ghouls, oder andere dämonische Wesen. Und um sie zu bekämpfen, bin ich da. Sie haben sicherlich über die Abteilung beim Yard schon des öfteren gelächelt, was ich Ihnen auch nicht verübeln kann, haben aber jetzt selbst eingesehen, daß auch Sie mal Ihrem Latein am Ende sind. Das soll nun keine Moralpredigt sein«, sagte John schnell, als er sah, wie Fenton einen roten Kopf bekam, »ich wollte nur darauf hinaus, daß Sie sich nach Möglichkeit aus dem Fall heraushalten sollten. Sie haben mich gerufen, und ich bin gekommen. Alles weitere ist meine Sache. Fahren Sie wieder nach Brighton zurück. Für den Kampf gegen die Mächte der Finsternis fehlen Ihnen einfach die Voraussetzungen.«

Fenton fuhr über sein dunkles Haar, das ihm ziemlich wirr vom Kopf abstand. Von seiner sonst gepflegten Frisur war nicht mehr viel übriggeblieben.

»Eine lange Rede, Oberinspektor«, erwiderte er, »aber sie ist bei mir nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Tut mir leid. Ich bleibe am Ball.«

»Das ist natürlich schlecht.« John stand auf und trat ans Fenster. Sein Blick fiel auf einen kleinen Garten. Ein alter Mann strich den halbhohen Zaun mit grüner Farbe. Bäume und Büsche besaßen noch keine Blätter. Bei einigen waren allerdings schon erste Knospen zu erkennen.

John zündete sich eine Zigarette an. Langsam drehte er sich um. Sein Blick klebte an dem am Tisch sitzenden Inspektor. Fenton hatte die Mundwinkel trotzig verzogen und die Hände zu Fäusten geballt. »Okay«, sagte John und lehnte sich gegen das Fensterbrett. »Ich könnte Ihnen den dienstlichen Befehl geben, sich aus dem Fall rauszuhalten.«

Fenton grinste. »Tun Sie's doch. Aber ich sage Ihnen von vornherein, es ist nutzlos. Ich habe nämlich seit heute morgen Urlaub. Meine beiden Leute fahren in einer Stunde wieder. Sie sehen also, ich bin als Privatmann hier.«

»Eins zu null für Sie«, gab John zurück. »Nur dürfen Sie sich auch als Privatmann nicht in die Angelegenheiten der Polizei einmischen. Das wissen Sie ja.«

»Sicher, Sinclair sicher. Keine Angst, ich komme Ihnen schon nicht in die Quere. Trotzdem bin ich zu einer Zusammenarbeit bereit. Ich könnte Ihnen zum Beispiel schon einige Tips geben.«

»Und die wären?«

»Ich weiß inzwischen vieles über die Einwohner im Ort. Es wird hier

sehr oft vom Todeskarussell gesprochen. Allerdings immer hinter vorgehaltener Hand. Irgend etwas ist in der Vergangenheit geschehen, das lieber totgeschwiegen wird.«

»Wissen Sie, was es war?« John drückte seine Zigarette aus. »Nein – aber man könnte es herausfinden.«

»Wen wollen Sie denn da fragen?« wollte John wissen. Er nahm Fenton gegenüber auf einem Stuhl Platz.

»Ich habe gehört, daß der Pfarrer so einiges weiß. Wir könnten zu ihm gehen.«

Der Geisterjäger überlegte einige Sekunden. Dann stand er auf und sagte: »Einverstanden.«

***

John Sinclair und Inspektor Fenton verließen das Gasthaus durch den Vordereingang. Die Wirtin kam ihnen entgegen und grüßte freundlich. Aus der Gaststube drangen Männerstimmen. Als einmal die Tür aufging drang eine Qualmwolke in den Flur.

»Die Leute hier kennen nur noch ein Thema«, sagte Fenton. »Den Erhängten.«

»Wissen sie denn, daß Kovac endgültig tot ist?« fragte John.

Fenton war schon an der Tür und hielt sie auf. »Nein. Ich habe es auch nur durch meine Männer erfahren.«

John ging an Fenton vorbei. »Es ist besser, wenn sie es nicht wissen. Zuviel Gerede taugt nichts.«

Die beiden Männer traten auf die Straße. Es war die Hauptstraße des Ortes. Die Häuser wirkten sauber und gepflegt. Brickaville war ein Ort, in dem keine Armut oder Arbeitslosigkeit herrschte. Die beiden in der Nähe liegenden Holzfabriken gaben vielen Menschen Lohn und Brot. Es gab auch noch eine kleine Gießerei. Sie hatte sich in ihrer Produktion spezialisiert und war so gut wie konkurrenzlos. Fünfstöckig war nur das Rathaus, ein schon altes Gebäude, zu dem eine breite Steintreppe hochführte.

John hatte in der Nähe seinen Wagen geparkt.

Als er Fenton darauf ansprach, meinte dieser: »Nicht nötig. Der Pfarrer wohnt direkt neben der Kirche, und bis dorthin ist es nicht allzu weit.«

John war ganz froh darüber. Ein kleiner Fußmarsch tat ihm immer ganz gut.

Es war mittlerweile Nachmittag geworden, und auf der Straße herrschte sogar Betrieb. Hintereinander kamen drei Lastwagen durch den Ort gefahren, hochbeladen mit zurechtgeschnittenen Holzplatten. In den kleinen Geschäften standen die Hausfrauen und kauften ein. Kinder spielten auf den Bürgersteigen.

Eine friedliche Welt, unter deren Oberfläche es jedoch brodelte. John

bemerkte es an den Blicken der Menschen. Sie waren ängstlich, scheu, zurückhaltend. Es war, als hätte jemand eine Wunde aufgerissen, die nun anfing zu bluten.

»Das Pfarrhaus liegt gar nicht mal weit von diesem Rummelplatz entfernt«, sagte Fenton. »Es sind höchstens hundert Yard.«

»Ja.« John nickte und verhielt den Schritt, da der Inspektor in eine kleine Seitenstraße einbog. »Den Rummelplatz und das Karussell wollte ich mir sowieso mal ansehen.«

»Ist klar.«

Sie hatten jetzt eine schmalere Straße betreten. Die Häuser standen weiter auseinander. Gärten waren zwischen den Gebäuden angelegt. Mancher Fleißige war dabei, schon seinen kleinen Acker umzugraben. Mißtrauische Blicke trafen John und den Inspektor.

»Fremde sind eben nicht sehr beliebt bei uns«, meinte Fenton und verzog den Mund. Dann blieb er stehen und streckte den rechten Arm aus. »Da, wenn Sie zwischen den beiden Häusern hindurchsehen, können Sie den Kirchturm erkennen. Neben der Kirche ist auch der Friedhof und das Pfarrhaus.«

Sie überquerten die Straße und bogen in einen schmalen Weg ein. An der rechten Seite zog sich eine Hecke hin. Sie war sorgfältig gestutzt worden.

»Das Gelände hier gehört bereits dem Pfarrer«, sagte Fenton. »Oder vielmehr der Gemeinde.«

Der Weg mündete auf einen Platz – den Kirchhofplatz. Auf dessen Mitte stand die Dorfkirche. Erbaut im romanischen Stil und ziemlich alt. An den Mauern wuchs das Moos. Das Glas der hohen Fenster war mit Symbolen aus der Kirchengeschichte bemalt. Als John den Blick hob, sah er bis zum Turm hoch und konnte durch die Scharten die Umrisse einer schweren Glocke erkennen.

An der Westseite des Kirchplatzes begann der Friedhof. Eine Mauer schützte die Gräber vor Blicken. Trauerweiden breiteten ihre Äste bis weit über die Mauer aus und berührten fast den Boden.

Es war ein trüber Nachmittag. Seewind schob Wolken vor sich her. Irgendwo raschelte es im Gebüsch. Dann huschte eine Feldmaus dicht vor den Füßen der Männer her.

»Das Pfarrhaus liegt hinter der Kirche«, sagte Inspektor Fenton. »Kommen Sie.«

John folgte dem Kollegen in einem Schritt Abstand. Ein Plattenweg führte an der Kirche entlang. Rechts und links von den Platten war feiner Kies gestreut. Er war frisch geharkt worden, man sah es deutlich.

Die roten Ziegelsteine des Pfarrgebäudes leuchteten. Die Tür war aus schwerem Eichenholz. Hinter den Fenstern schaukelten helle, freundliche Gardinen.

Inspektor Fenton drückte auf den blankpolierten Klingelknopf aus Messing.

Sekunden später schon wurde die Tür geöffnet. John gewann fast den Eindruck, daß der Pfarrer auf sie gewartet hatte.

Der Pfarrer war ein älterer Mann. Haare hatte er kaum noch. Und die er besaß, verteilten sich an den Rändern des Kopfes. Zwei freundliche Augen blickten aus dem Gesicht mit der rosigen Farbe eines Schweinchens.

Ein Bilderbuchpastor, dachte John.

Der Pfarrer hatte die Hände gegeneinander gelegt. »Ah, die Herren von der Polizei«, sagte er. »Bitte, kommen Sie doch herein.« Ein heller freundlicher Flur. Alles pieksauber. John und der Inspektor wurden in das Arbeitszimmer geführt. Es roch nach frischer Farbe und Kleister.

»Ich hatte vor einigen Tagen die Maler im Haus«, sagte der Pfarrer und bot zwei Plätze in bequemen Sesseln an. Er selbst nahm auf einem Stuhl neben seinen bis zur Decke reichenden Bücherregalen Platz.

John stellte sich vor.

Der Pfarrer lächelte verbindlich. »Ich weiß schon, Herr Oberinspektor. Ihr Kollege war so freundlich, mir Bescheid zu geben, daß Sie sich extra von London aus herbemüht haben. Ja, die traurige Sache mit unserem Karussell.«

John Sinclair nickte. »Deswegen sind wir ja gekommen, Herr Pfarrer. Ich hoffe, von Ihnen genauere Informationen bekommen zu können.«

»Was in meiner Macht steht, werde ich tun. Man muß den Mächten des Bösen die Stirn bieten. Dabei fällt mir ein, ich habe ja vergessen, Ihnen etwas anzubieten. Was möchten Sie trinken, meine Herren?« Man einigte sich auf Orangensaft.

Der Pfarrer holte drei Gläser. »So«, sagte er, als er einen kräftigen Schluck genommen hatte, »was wollen Sie nun wissen, Herr Oberinspektor?«

»Wie gesagt, ich möchte das Rätsel des Todeskarussells gern lösen. Wir haben es hier ja nicht mit normalen Verbrechern zu tun, sondern mit den Mächten des Bösen. Aber auch Dämonen und Geister haben immer ein Motiv. Sie morden nicht einfach um des Tötens willen, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

Der Pfarrer nickte.

John fuhr fort. »Ich habe den Namen Chandra gehört. Was hat es damit auf sich, Herr Pfarrer?«

Dem Geisterjäger war nicht entgangen, daß der Pfarrer bei Erwähnung des Namens zusammengezuckt war. Er hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt.

»Nun – Chandra war ein Zigeuner. Er und seine Sippe haben unseren Ort besucht. Sie waren Schausteller. Alle Nationen waren in der Sippe vertreten.«

»Und sie hatten sich ausgerechnet Brickaville als Standort ausgesucht?« fragte John.
»Ja. Sie dürfen die Zeit nicht vergessen, Herr Oberinspektor. Es war Krieg. Ich glaube, man schrieb das Jahr neunzehnhunderteinundvierzig. Sie wollten rüber aufs Festland, aber das ging nicht mehr. Deutsche Truppen hielten die Länder besetzt, und Sie wissen ja selbst, was man mit Zigeunern damals machte.«
»Dann sind sie also hiergeblieben«, vermutete John.
»Nicht alle.«
»Sondern?«
»Etwa die Hälfte von ihnen. Es war Winter. Februar, wie heute auch. Und sie wollten nicht weiterziehen.«
John Sinclair war nicht zufrieden. Der Pfarrer redete zu sehr um das Problem herum. Es dauerte dem Geisterjäger einfach zu lange, bis er zum Kern der Sache kam. Wahrscheinlich war es ein Ereignis, das auch ihn unangenehm berührte.
»Und was ist aus den Zigeunern geworden, Herr Pfarrer? Das möchte ich doch wissen. Ich meine, hier verrosten die Sachen, die sie zurückgelassen haben. Niemand demontiert sie, das ist doch die reinste Umweltverschmutzung. Was steckt dahinter?«
Der Pfarrer holte tief Luft. Dann stand er auf und holte ein in Leder gebundenes Buch aus dem Regal. Es war leicht angestaubt, das Papier schon etwas gelb, doch die Schrift noch gut lesbar.
Behutsam legte der Pfarrer das Buch auf den Tisch. Dann sah er die beiden Männer mit ernsten Blicken an. »Das hier ist unsere Kirchenchronik aus dem Jahre einundvierzig. Mein Vorgänger hat hier einiges aufgeschrieben, und wenn ich mir die Daten jetzt so durch den Kopf gehen lasse, dann sehe ich alles wieder genau vor mir. Es war schrecklich. Wir haben eine sehr große Schuld auf uns geladen.« John griff nach den Zigaretten. Er bot an, aber nur Fenton nahm ein Stäbchen.
Der Pfarrer holte sich eine Zigarre. Umständlich setzte er sie in Brand.
Der würzige Rauch stieg gegen die Decke und breitete sich dort fächerförmig aus.
»Wenn ich es mir recht überlege, sind Sie die ersten, denen ich die alte Geschichte erzähle. Ich bin kein Richter, und man muß auch die Zeit sehen, die damals die Menschen geformt hat, aber was mit den Zigeunern geschehen ist, stinkt zum Himmel. Und dabei hat Chandra die Menschen noch gewarnt.«
Der Pfarrer lehnte sich in seinen Sessel zurück, schloß die Augen halb und begann mit leiser Stimme zu erzählen. Er drehte das Rad der Zeit um sechsunddreißig Jahre zurück, und sowohl John Sinclair als auch Inspektor Fenton waren schon nach den ersten Worten des alten

Pfarrers fasziniert…

***

Es war ein ungewöhnlich kalter Tag. Der Wind hatte Berge von Schnee vor sich hergetrieben, aber gegen Abend hatte es aufgehört zu schneien. Plötzlich war der Himmel blankgefegt, kalt leuchtete das Licht der Sterne, dazwischen stand die fahle Scheibe des Vollmondes. Der kleine Ort Brickaville war unter den weißen Schneemassen begraben. England befand sich im Krieg, aber hier hatte man davon nichts gespürt. Das Leben verlief weiter in den normalen Bahnen. Wenn diese Zigeunersippe nicht gewesen wäre.

Seit Tagen schon hatten sie mit ihrem Karussell und den Schaubuden in Brickaville Quartier bezogen. Sie wollten hier überwintern, wie Chandra, ihr Anführer, sagte.

Doch die Dorfbewohner wollten die Zigeuner nicht haben. Sie stellten ihnen ein Ultimatum. Bis zum fünfzehnten Februar mußten sie verschwunden sein, sonst würden sie mit Gewalt verjagt werden. Bei einigen Schaustellern war die Drohung auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie hatten bei Nacht mit Sack und Pack den Ort verlassen und waren weitergezogen, hinaus in die eisige Kälte und nur mit dem Notwendigsten ausgerüstet.

»Sie werden erfrieren!« hatte Chandra gesagt und dabei die Hände zu Fäusten geballt. Sein dünnlippiger Mund war grausam verzogen, und in seinen Augen schien ein wildes Feuer zu brennen.

Er war schon eine imposante Erscheinung, dieser Chandra.

Hochgewachsen, breit in den Schultern und mit pechschwarzen schulterlangen Haaren, die von einem Stirnband zusammengehalten wurden. Sein Fellmantel reichte bis zum Boden, und in einer Schärpe trug er zwei armlange Messer. Das Gesicht schien aus einem Stück Holz geschnitzt worden zu sein, es wirkte kantig und hart. An Chandras linkem Ohrläppchen hing ein goldener Ring, ein Erbstück seines Vaters, der diesen Ring wiederum von seinem Vater geerbt hatte.

Dieser Ring war es, der Chandra zum Führer der Sippe bestimmte. Denn wer ihn trug, dem wurde nachgesagt, magische Kräfte zu besitzen. Der Ring war in einer Walpurgisnacht geschmiedet worden, und der Überlieferung nach sollte der Satan ihn selbst geweiht haben. Wer diesen Ring besaß, der hatte auch die Macht, dem mußten sich die übrigen Mitglieder der Sippe unterwerfen.

Doch es war innerhalb der Sippe zu Streitigkeiten gekommen. Schon seit Monaten ging es den Mitgliedern schlecht. Sie hatten kaum etwas zu essen, so gut wie kein Geld, und wohin sie kamen, wurden sie verjagt.

Man war unzufrieden mit Chandra, und vor allen Dingen die

Jüngeren gaben ihm dies deutlich zu verstehen.

Im Kampf hatte Chandra einen von ihnen töten müssen, aber die Unzufriedenheit gärte weiter. Das Mißtrauen wurde stark wie ein Feuer, bis ein Teil der Sippe einfach auszog.

Chandra hatte dies schwer getroffen. Er sah seine Qualitäten als Führer in Frage gestellt und mußte jetzt zum allerletzten Mittel greifen.

Er wollte die magischen Kräfte des Ringes beschwören, wußte aber auch, daß dies zu einer Apokalypse des Grauens führen konnte. Am Abend des fünfzehnten Februar – die Sonne war längst untergegangen – befahl Chandra zwei junge Männer aus seiner Sippe zu sich. Es waren Bela und Marco, beide siebzehn Jahre alt, mit schlanken, sehnigen Körpern und dem heißen Blut der Sippe in ihren Adern.

Sie verneigten sich vor Chandra, der auf einem hochlehnigen Stuhl saß und seine Arme auf die gepolsterten Lehnen gelegt hatte. Es war eisigkalt in Chandras Behausung. Der Wind konnte ungehindert durch die Ritzen der Bretterbude pfeifen, und der Atem der Männer tanzte als eine nie abreißende Wolke vor den Lippen.

Auf einem kleinen Tisch stand eine Öllampe. Als die beiden jungen Zigeuner eintraten, drehte Chandra die Flamme hoch. Lichtreflexe zuckten über die Gesichter der Ankömmlinge und malten bizarre Schatten an die mit roter Farbe gestrichenen Wände. Chandra sah die beiden Jungen an. Sie trugen nur dünne Kleidung. Stoffetzen, die sie sich um den Körper gewickelt hatten und die kaum vor der Kälte schützten. Trotzdem hielten sie sich aufrecht. Sie wollten dem Oberhaupt der Sippe gegenüber keine Schwäche zeigen. Chandra griff unter den Stuhl und holte eine Flasche hervor. Sie war noch verschlossen, doch Chandra zog den Korken mit seinen kräftigen Zähnen heraus.

»Trink«, sagte er und warf Marco die Flasche zu.

Der fing sie geschickt auf und nahm einen langen Schluck. Es war Selbstgebrannter Schnaps. Ein Feuerstrom schien Marcos Kehle hinunterzurinnen und sich dann in seinem Magen auszubreiten. Doch der junge Zigeuner verzog nicht einmal das Gesicht. Gelassen gab er die Flasche an Bela weiter, der ebenfalls trank und dem auch keine Regung anzusehen war.

Zuletzt nahm Chandra einen Schluck. Er trank die Flasche bis zum letzten Tropfen leer und warf sie dann weg. »Es war die letzte«, sagte er, wischte sich über den Mund und fragte: »Ihr wißt, was das zu bedeuten hat?«

Die beiden Jungen nickten. Dieses Austrinken der Flasche war symbolisch gemeint, denn nun besaßen die Zigeuner nichts mehr. Sie mußten hungern. Sie hatten auch kaum noch Geld, aber im Dorf hätte ihnen sowieso niemand etwas verkauft. Sie waren Ausgestoßene und

wurden behandelt wie Pestkranke.

»Aber noch sind wir nicht verloren«, sagte Chandra, und seine Augen blitzten bei diesen Worten. »Noch habe ich den magischen Ring meiner Väter. Man hat mich immer gewarnt, ihn zu benutzen, denn seine Kräfte sind schrecklich. Aber heute bleibt mir keine andere Wahl. Ich werde ihn beschwören.«

Chandra machte eine kleine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. Die beiden jungen Zigeuner hatten ihre Blicke erhoben und sahen Chandra voller Vertrauen an. Ja, sie glaubten noch an ihn. Sie waren davon überzeugt, daß er sie retten würde.

Chandra beugte sich vor. Seine starken, knochigen Finger umspannten dabei die hölzernen Sessellehnen. Hart und weiß stachen die Knöchel hervor. Auf der Haut zitterten kleine schwarze Härchen. »Hört zu!« sagte er mit leiser zischender Stimme. »Ich brauche für die Beschwörung einige Sachen, die ihr mir besorgen müßt. Blut ist das wichtigste. Frisches, warmes Blut.«

Erschrecken breitete sich auf den Gesichtern der beiden jungen Leute aus.

Marco faßte sich ein Herz und fragte: »Menschenblut?«

»Nein!« Chandra schüttelte wild den Kopf, so daß seine Haare flogen. »Kein Menschenblut, sondern das Blut eines frischen Huhns.«

»Ein Huhn?« echote Marco. »Aber – wie – wie sollen wir es bekommen?«

»Stehlen, du Tölpel. Es laufen doch genug Hühner herum. Fast jeder Dörfler hier besitzt einen Stall. Brecht ein, und holt mir, was ich verlangt habe.«

»Aber wenn sie uns erwischen?« warf Bela mit zitternder Stimme ein.

»Zigeuner erwischt man nicht«, erwiderte Chandra hart. »Oder ihr seid es nicht wert, Mitglieder meiner Sippe zu sein.«

»Ja, Chandra, wir werden deinen Auftrag ausführen«, erwiderten die beiden Jungen gleichzeitig.

Chandra lächelte. »Dann ist es gut.« Er streckte den Arm aus und wies zur Tür. »Geht jetzt. Und kommt nicht ohne das Huhn zurück. Meine Strafe wird sonst furchtbar sein.«

Marco und Bela verneigten sich und verließen die Hütte. Chandra aber lehnte sich zufrieden in seinem Stuhl zurück. Die Weichen der Rache waren gestellt…

***

Marco und Bela stapften durch den knietiefen Schnee. Es war sehr kalt geworden, und obwohl schon die Nacht hereingebrochen war, konnten die beiden Jungen noch jede Einzelheit erkennen. Der helle Schnee reflektierte das Licht. Vor diesem Hintergrund ließ er die Häuser der kleinen Ortschaft aussehen wie ein Scherenschnitt. Mitten

auf dem Platz stand das Karussell. Es war ebenfalls mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Die Holzbohlen des Daches bogen sich unter der Last. Eiszapfen – lang wie Speere – klebten an den Rändern. Armselig sahen die Hütten der Zigeuner aus. Sie hatten ihre Zelte nicht aufbauen können, sondern hausten in den drei Schaubuden. Die beiden alten Traktoren waren mit einer Plane abgedeckt, auf der sich ebenfalls der Schnee gesammelt hatte.

Keiner von der Sippe ließ sich draußen blicken. Die Menschen hockten in den Buden, drängten sich um ein einziges Feuer, dessen schwarzer Rauch träge aus einer offenen Tür drang.

Es war schon ein erbärmliches, menschenunwürdiges Leben, das die Zigeuner führten.

Aber so war es immer. Überall wurden sie weggejagt. Niemand wollte etwas mit ihnen zu tun haben. Sie, die sich die »Söhne des Windes« nannten, waren geschlagene, gejagte Menschen. Aber ihr Stolz war nicht gebrochen. Nach wie vor pulsierte das heiße Blut ihrer Vorfahren durch die Adern, wurden Leidenschaften geweckt und Fehden ausgetragen, und wehe dem Fremden, der es wagte, sich an ihren Frauen zu vergreifen. Er war des Todes.

Marco und Bela kamen an einer der Buden vorbei, deren Tür geschlossen war.

Jetzt wurde sie spaltbreit geöffnet. Ein Mädchengesicht – von dunklen langen Haaren umrahmt – lugte hervor. Die Kleine hieß Lucia, war genauso alt wie die beiden Jungen und die beste Tänzerin der Sippe. Im Augenblick jedoch fror sie erbärmlich. Die schwarze Stola hielt die Kälte kaum ab.

»Wo wollt ihr hin?« wisperte sie. Die Lippen bebten vor Kälte. Sie waren blau angelaufen.

Marco blieb stehen, während Bela ein paar Schritte weiterging. »Wir haben einen Auftrag bekommen«, sagte er, und seine Augen glühten.

»Welchen?«

»Das darf ich dir nicht verraten. Aber noch in dieser Nacht werden wir wieder so stark sein wie früher. Glaubst du mir, Lucia?«

»Hat Chandra euch geschickt?«

»Ja.«

Die Stimme des Mädchens wurde noch leiser. »Dann hütet euch vor ihm. Er ist ein Mann, der die Sippe ins Verderben führt.«

»Still!« zischte Marco. »Sag das nicht noch mal. Oder er wird dich bestrafen.«

Lucia schloß die Tür. Durch das Fenster sah sie den beiden Jungen nach, und ihre Lippen murmelten Gebete.

Marco und Bela gingen den Weg ins Dorf. Sie kamen an der Kirche vorbei und passierten auch den Friedhof. Die Grabsteine lagen unter einer dicken Schneedecke. In der Krone einer Trauerweide hockten

einige Raben. Sie flatterten auf, wie die Jungen den Baum passierten. Schnee stiebte zu Boden.

Wie leergefegt war das Dorf. Kein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Aus den Schornsteinen der Häuser stiegen Rauchfahnen senkrecht in den Himmel. Kein Windhauch bewegte sie.

Bela und Marco schlichen durch die Gassen. Der Schnee – auf der Oberfläche verkrustet – knirschte unter ihren Schuhen, die man kaum noch als solche bezeichnen konnte. Es waren alte durchlöcherte Lederstiefel, mit Felllappen umwickelt.

Hinter den meisten Fenstern brannte Licht. Der Schein schimmerte durch die Vorhänge.

»Am liebsten würde ich ihnen die Scheiben einschlagen«, flüsterte Bela vor unterdrückter Wut.

Marco lachte bitter. »Beherrsche dich. Es wird noch mal die Zeit kommen, wo wir wieder siegen. Dann bist du der König, und andere werden dir zu Füßen liegen.«

Der junge Zigeuner hatte so überzeugend gesprochen, daß Bela seinen Worten glaubte.

Sie schlichen weiter und gelangten in den Teil des Dorfes, in dem die Wohnhäuser und Gehöfte der Bauern lagen. Sie lagen zum Teil weit verstreut. Hier begannen auch die Felder, die sich bis zu den Berghängen hinzogen und jetzt eine weiße, gerade und glitzernde Fläche bildeten, über der in etwa ein Yard Höhe dunstiger Nachtnebel wie ein großes Tuch lag.

Marco blieb stehen. »Wir nehmen den Hof des alten Wilson. Der Kerl ist der reichste Bauer, und wenn dem ein Huhn fehlt, das merkt er gar nicht.«

Bela nickte. Er war mit allem einverstanden, was Marco sagte. Der Hof lag versetzt zur Straße hin.

Eine Mauer schützte ihn vor Eindringlingen.

Die beiden Zigeuner überkletterten die Mauer in Windeseile, sprangen an der anderen Seite herunter und landeten im weichen Schnee. Klar und deutlich waren ihre Fußabdrücke zu erkennen.

Sie blieben an der Mauer stehen und sahen sich um. Nichts rührte sich. Das Haupthaus, der Stall und die große Scheune lagen ruhig und verlassen. Hinter drei Fenstern des Haupthauses schimmerte Licht. Rauch stieg aus zwei Kaminen.

Der Stall stand im rechten Winkel zum Haupthaus. Ein langgezogenes Gebäude, in dem auch Kühe und Schweine untergebracht waren. Und natürlich die Hühner.

Die beiden Diebe liefen los. Ungesehen kamen sie bis zur Stalltür, die nur durch einen großen primitiven Holzriegel gesichert war. Marco grinste. »Leichtes Spiel!« flüsterte er, als er sich den Riegel ansah.

Im gleichen Augenblick hörten sie das Hecheln.

Die Diebe zuckten herum.

Vom Haupthaus her kam ein Hund angelaufen. Eine fleckige Dogge. Es sah grotesk aus, wie sie durch den kniehohen Schnee hetzte, doch das weit aufgerissene Maul und die spitzen Reißzähne bewiesen die Gefährlichkeit des Hundes.

»Auseinander!« zischte Marco. Er stieß seinen Freund zur Seite und hielt im nächsten Augenblick ein Messer in der Hand.

Es war ein Dolch mit einer breiten Stahlklinge, die bläulich schimmerte.

Marco ließ den Hund kommen, während Bela dem Freund fasziniert zusah.

Dann war die Bestie heran.

Mit gefletschten Zähnen schnellte sie sich kraftvoll ab und flog auf Marco zu.

Der junge Zigeuner stand wie ein Fels. Den linken Arm hatte er angewinkelt und vorgestreckt, die rechte Hand beschrieb einen Halbkreis, und von unten her drang dem Hund das Messer in den Körper.

Im Sprung noch wurde die Dogge schlaff. Winselnd fiel sie zu Boden, zuckte ein paarmal und rührte sich nicht mehr.

Marco zog das Messer aus der Wunde. Er grinste, reinigte die Klinge am Fell des Hundes und sagte: »Das hätten wir geschafft.« Unter dem Kadaver der Dogge lief das Blut in den Schnee und tränkte ihn rot.

»Und jetzt den Riegel«, sagte Marco.

Bela zog schon den Holzklotz aus den Eisenösen. Marco half ihm dabei. Nach einer halben Minute lag der Riegel im Schnee. »Halte du Wache«, sagte Marco. »Und wenn sich etwas rührt, dann pfeifst du, verstanden?«

Bela nickte. Er war grundsätzlich mit allem einverstanden, was sein Freund sagte.

Marco zog das Tor auf. Er knarrte häßlich in den Angeln. Der junge Mann mußte gehörig Kraft aufwenden, denn der hohe Schnee setzte dem Tor Widerstand entgegen.

Doch dann hatte Marco es geschafft, nachdem Bela auch noch mit angepackt hatte.

Der schwarzhaarige Marco schlüpfte in den großen Stall. Eine undefinierbare Geruchsmischung schlug ihm entgegen. Es stank nach verfaultem Heu, nach Kot, und dazwischen mischte sich der beißende Geruch des desinfizierenden Chlorkalks. Dazu kam die Wärme, die den jungen Zigeuner wie ein Mantel umhüllte. Marcos Augen mußten sich erst an die Lichtverhältnisse gewöhnen. Durch die verdreckten Fenster sickerte nur spärliches Mondlicht. Als Marco schließlich Umrisse und Konturen erkennen konnte, sah er einen langen schmalen Gang vor sich, an dessen linker Seite sich die einzelnen Boxen befanden.

Aufgereiht standen hier die Kühe. Irgendwo im Hintergrund hörte Marco das Grunzen von Schweinen. Die Tiere waren aufgeschreckt worden. Sie witterten den fremden Menschen.

Marco schlich weiter. Wo befanden sich denn nun die verdammten Hühner? Und dann wäre er fast darüber gestolpert. Das Huhn schien sich verirrt zu haben. Es hüpfte plötzlich aus einer Box hervor, und Marco griff blitzschnell zu.

Er bekam es am Kopf zu fassen. Das Huhn flatterte aufgeregt mit den Flügeln.

Marco tötete es schnell und lautlos, aber so, daß es kein Blut vergoß. Er grinste. Das hatte ja besser geklappt, als er es sich vorgestellt hatte. Mit dem Huhn unter dem Arm wollte er sich, wieder dem Ausgang zubewegen, als er plötzlich das Geräusch hinter seinem Rücken hörte. Marco wirbelte herum und wurde noch in der Bewegung vom Strahl einer Lampe geblendet.

»Du dreckiger Zigeuner!« brüllte eine Stimme. »Dir werde ich es schon zeigen, warte nur.«

Schwere Schritte näherten sich ihm.

Marco drehte den Kopf etwas zur Seite, so daß er nicht mehr genau in den tanzenden Lichtstrahl zu sehen brauchte.

Ein Ungeheuer schien auf ihn zuzukommen. Der Kerl war fast so breit wie der Gang, die Lampe baumelte vor seiner Brust, und drohend schwang er die Fäuste.

»Ich werde dich totschlagen!« giftete er.

Da drehte Marco durch. Gedankenschnell zog er sein Messer, warf sich vor und stieß mit der Klinge zu.

Er traf. Ein dumpfes Geräusch, ein gurgelnder Schrei, der Lampenstrahl zuckte hin und her, und dann ein schwerer Fall. Marco machte auf dem Absatz kehrt. Er nahm sich gar nicht erst die Zeit, sein Messer aus dem Körper zu ziehen. Als er an der Tür war, hörte er den Schrei.

Der Verletzte brüllte in panischer Angst um Hilfe. Dann verstummte der Schrei in einem Röcheln.

Marco schob sich nach draußen.

Bela wartete schon fieberhaft auf ihn.

»Was war los?« hetzte er. In seinen Augen las Marco die blanke Angst.

»Irgendein Kerl ist plötzlich aufgetaucht. Komm, wir müssen weg.« Im gleichen Augenblick sahen sie die Gestalten. Drei – vier Leute kamen aus dem Haupthaus gestürzt. Ihre Konturen hoben sich auf der hellen Schneefläche deutlich ab.

»Renn doch, verdammt!« Marco riß den schreckensstarren Bela mit sich.

»Halt! Stehenbleiben!« Hinter Ihnen gellte eine heisere

Männerstimme auf.
Die beiden jungen Zigeuner rannten, was ihre Beine hergaben. Plötzlich peitschte ein Schuß.
Dicht neben Belas Fuß wirbelte die Kugel eine Schneefontäne auf. Die beiden Zigeuner duckten sich, hetzten aber weiter. Dann sahen sie die Mauer.
»Du zuerst!« keuchte Marco.
Mit viel Mühe bekam Bela die Kante der Mauer zu fassen. Dort oben legte er sich hin und reichte Marco die Hand.
Keiner von ihnen sah, daß sich einer der Verfolger hingekniet hatte. Es war ein Soldat, der vor drei Tagen seinen Heimaturlaub angetreten hatte.
Der Mann zielte genau.
Die anderen liefen an ihm vorbei.
Einer hielt eine Mistgabel mit langen Zinken in der Hand. Marco und Bela befanden sich jetzt auf der Mauer. Marco ließ sich kurzerhand herunterfallen. Bela zögerte, und dieses Zögern wurde ihm zum Verhängnis.
Der Schuß zerriß die Stille der Nacht. Es hörte sich an, als würde ein Ast brechen.
Die Kugel traf Bela. Der Stoß schleuderte Bela von der Mauer. Tot fiel er auf der anderen Seite in den Schnee.
Entsetzt starrte Marco auf die Leiche seines Freundes. Dann begann er zu schreien. »Ihr Hunde!« brüllte er. »Ihr verdammten Hunde! Das werdet ihr mir büßen!«
Nach diesen Worten rannte er wie von Furien gehetzt los. Trotz der Kälte schwitzte er am gesamten Körper.
Selbstverständlich waren die beiden Schüsse gehört worden. Die Menschen schliefen jetzt im Krieg sowieso nur mit einem Auge. Als Marco durch das Dorf rannte, klappten die ersten Türen auf. Wieder wurde hinter ihm geschossen.
»Alarm!« brüllte eine Stimme.
Die Einwohner begriffen nicht so schnell, was eigentlich los war. Sie sahen Marco zwar rennen, hielten ihn aber nicht auf. Nur ein älterer Mann stellte sich dem jungen Zigeuner in den Weg. Marco schlug ihm die Faust in den Leib, so daß der Mann stöhnend zusammenbrach. Ein paar Sekunden später schon jagte Marco am Pfarrhaus entlang, und als er in das Lager gehetzt kam, hatten die Zigeuner ihre primitiven Behausungen verlassen und starrten Marco ängstlich entgegen.
Lucia kam auf ihn zugelaufen. »Was ist geschehen, Marco? Was ist mit Bela?«
Marco schlug nach ihr. »Laß mich, verdammt!« Dann lief er in Chandras Unterkunft.
Das Sippenoberhaupt hatte ihn bereits erwartet.

Marco ließ das Huhn achtlos auf den Boden fallen und lehnte sich schweratmend gegen die Wand.

»Bela ist tot«, keuchte er.

Chandra sah ihn nur an. »Das spielt jetzt keine Rolle mehr«, erwiderte er hart. »Unsere Aufgabe ist wichtiger! Gib mir das Huhn!« Marco überreichte es dem Sippenführer.

Chandra hatte schon alles vorbereitet. Auf einer primitiven Holzkiste stand ein Tongefäß, in das seltsame magische Zeichen eingeschnitzt waren, die grün leuchteten. Chandra hatte den Ring von seinem Ohr gelöst und in das Gefäß gelegt.

»Paß auf, daß niemand kommt!« befahl er Marco.

Gehorsam nahm der junge Zigeuner an der Tür Aufstellung. Aus seiner Schärpe zog Chandra ein blitzendes Messer. In der linken Hand hielt er das Huhn, ziemlich dicht über dem Tongefäß mit dem Ohrring.

Dann stach er mit dem Messer zu, schlitzte dem Tier mit einem Schnitt den Bauch auf.

Dampfend lief das Blut in die Schale. Ein strenger Geruch breitete sich aus. Während das Tier langsam ausblutete, murmelte Chandra magische Beschwörungen.

Es waren schreckliche, abgehackte Laute, die in keinem Wörterbuch zu finden waren und die aus uralten Überlieferungen der Zigeunermythologie stammten.

Draußen vor der Hütte hatten sich die übrigen Mitglieder versammelt. Sie standen in der Kälte, redeten erregt miteinander und froren um die Wette.

Sieben Menschen waren es. Sechs Erwachsene und ein Kind. Es wurde von seiner Mutter fest an die Brust gedrückt. Die nackte Angst stand in den Gesichtern der Zigeuner zu lesen. Sie hörten das Schreien der Menschen im Dorf. Der Widerschein zahlreicher Fackeln tanzte über die Häuserwände.

Der Mob war unterwegs!

Schritt für Schritt näherte er sich dem Zigeunerlager. Mindestens ein halbes Hundert zu allem entschlossene Menschen.

In der Hütte umklammerte Chandra die Schale mit beiden Händen. Langsam führte er sie zum Mund.

Die Beschwörungen hatten aufgehört. Die Stille im Innern war fast körperlich fühlbar.

Marco stand immer noch an der Tür. Plötzlich hörte er Chandra schmatzen und schlürfen. Als er daran dachte, was hinter seinem Rücken geschah, bekam er eine Gänsehaut. Er wagte sich kaum umzudrehen, faßte sich aber dann doch ein Herz und bekam noch mit, wie Chandra sich den Mund abwischte.

Den Tonkrug hatte er wieder auf die Kiste gestellt.

Er war leer.

Und auch der Ring war verschwunden. Er hatte sich durch die magische Beschwörung im Blut aufgelöst.

Auf einmal begann Chandra zu lachen. Mit einer wilden Bewegung warf er den Mantel von sich, breitete beide Arme aus und rief: »Sollen Sie nur kommen, diese Hunde. Jetzt sind wir unbesiegbar.«

Er ging auf Marco zu, der ihm schweigend Platz machte. Mit dem Fuß trat Chandra die Tür auf – und stand im Freien.

Die Zigeuner wichen zurück. Eine Frau schrie auf. Auch die Männer sahen, was mit Chandra geschehen war.

Er hatte sich verändert. Sein Gesicht war blutrot geworden, und kleine Flammen züngelten über seinen Schädel.

Zwei alte Männer fielen auf die Knie und begannen Gebete zu murmeln. »Hört auf!« brüllte Chandra die beiden an. »Jetzt braucht ihr keine Angst mehr zu haben, denn ich bin Chandra – der Flammenmann!«

***

Der Mob kam!

Immer mehr Männer hatten sich eingefunden. Schreiend und brüllend stürmten sie durch das Dorf, schwangen Äxte, Heugabeln, Flinten und Gewehre. Die Gesichter waren verzerrt, der Haß machte die Menschen blind. Sie wollten die Zigeuner endgültig vernichten. Jetzt hatten sie einen Grund. Der Überfall auf den Knecht war das auslösende Moment gewesen.

Anführer dieser Horde war der Großbauer Wilson. Wilson war ein starkknochiger Typ, besaß einen gewaltigen Vollbart, buschige Brauen und grün schimmernde Augen.

»Nieder mit dem Pack!« brüllte er und schwang sein Gewehr. »Ja, wir werden sie massakrieren!« schrie Tatum, Wilsons Sohn, mit kreischender Stimme.

Und sie stapften vorwärts, eine menschliche Walze, die sich nicht mehr aufhalten ließ.

Auch Frauen hatten sich dem Mob angeschlossen. Sie hielten sich jedoch mehr im Hintergrund.

Jetzt hatte die Menge die Kirche erreicht. Aus dem kleinen Pfarrhaus stürzte der Pfarrer. Er war schon älter, und es bereitete ihm Mühe, sich in dem hohen Schnee auf den Beinen zu halten. Er schaffte es trotzdem, sich mit ausgebreiteten Armen vor den Anführer zu stellen.

»Halt!« rief der Pfarrer. »Keinen Schritt weiter!«

Wilson war stehengeblieben. Der Atem dampfte vor seinen Lippen. Die Felljacke stand offen. Eiskristalle hatten sich in seinem Bart verfangen. Die Finger umklammerten das Gewehr.

»Aus dem Weg!« brüllte er.

»Nein! Ihr habt nicht das Recht, die Menschen zu bestrafen. Das allein darf nur Gott!«

Wilson lachte. »Spar dir deine Reden, Prediger. Einer von diesen Hunden hat meinem Knecht das Messer in die Brust gerammt. Soll ich dem noch dankbar sein? Nein, jetzt bekommen die verdammten Zigeuner, was ihnen zusteht. Einen haben wir schon gekillt. Ha, ha, ha…«

Der Pfarrer sah ein, daß er die Leute nicht mehr aufhalten konnte. Wilson war von einer wahren Mordwut besessen. Da der Pfarrer nicht freiwillig Platz machte, faßte Tatum Wilson zu, hob den Mann hoch und warf ihn in den Schnee.

Dann ging der Mob weiter. Pechfackeln wurden geschwungen. Schreie gellten zum Nachthimmel. Und in den Herzen der Menschen tobte der Haß.

Es war eine schreckliche Zeit.

Wilson erreichte als erster den Platz der Zigeuner. Er riß die Flinte an die Schulter und schoß in die Luft.

»Hört her, ihr Drecks…«

Die weiteren Worte blieben dem Großbauern Wilson buchstäblich im Halse stecken. Auch hinter ihm wurde es ruhig. Die Menschen hatten sich verteilt, hatten einen Halbkreis gebildet, und alle sahen die Gestalt, die plötzlich in der Mitte des Platzes stand. Direkt vor dem verschneiten Karussell.

Es war Chandra – der Flammenmann!

Jeder spürte die dämonische Aura, die von diesem Mann ausging. Der gesamte Körper war jetzt von Flammenzungen umgeben. Sie erinnerten an rotgelbe Finger, die tanzend und zuckend über Kleidung, Gesicht und Hände huschten.

Aber nicht eine Flamme sengte den Mann an. Er war immun gegen das Feuer, ja, er schien es direkt zu beherrschen.

Einer aus der Menge faßte es mit einem Satz zusammen.

»Er steht mit dem Teufel im Bunde.«

Angst machte sich unter den Leuten breit. Sie, die vor wenigen Minuten noch von reiner Mordlust getrieben waren, begannen plötzlich zu zittern. Aber nicht vor Kälte. Die, welche ganz hinten standen, machten kehrt und schlichen zurück.

Auch Wilson war geschockt. Unentschlossen nagte er auf seiner dicken Unterlippe. Er war der Anführer des Mobs, und er wußte, wenn er jetzt einen Rückzieher machte, war er erledigt. Man würde ihn im Dorf schief ansehen, und seine Vormachtstellung war gebrochen. Entschlossen hob Wilson den Kopf. »Alles fauler Zauber!« rief er laut. »Lassen wir uns von diesen Hundesöhnen doch nicht einschüchtern. Los, zeigen wir ihnen, wer hier zu bestimmen hat.«

Wilson trat einige Schritte vor. Das Sturmgewehr hielt er mit beiden

Fäusten umklammert. Schnee stiebte unter seinen Fellstiefeln auf. Dann blieb er stehen und sagte: »Gib den zweiten Mörder raus, Zigeuner!«

Chandra lachte. Dann spreizte er plötzlich die Hände, und aus allen zehn Fingern schossen Flammenblitze auf den Großbauern zu. Sie fegten durch den Schnee, schmolzen breite Bahnen hinein und zischten an Wilson vorbei, ohne ihn auch nur zu berühren. Wilson stand auf dem Fleck, als wäre er zu einem Eisklumpen geworden.

Und Chandra lachte. »Das war nur ein kleiner Vorgeschmack«, rief er, »beim nächstenmal wirst du verbrannt, dann bleibt nur noch Asche übrig. Sieh endlich ein, daß ich der Stärkere bin und hier die Befehle gebe. Die Magie der Hölle hat mir geholfen, und du kannst sie auch nicht brechen, du Narr! Es ist aus. Ihr seid gekommen, um uns zu töten. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Ich werde es sein, der euch zur Hölle schickt. Nicht alle, nein, aber eure Anführer werden dran glauben müssen. Ihr habt den Satan herausgefordert und zahlt jetzt den Preis.«

Wilson wußte, daß die Worte kein leeres Gewäsch waren. Ängstlich und gehetzt sah er sich um. Nur noch sein Sohn stand bei ihm. Die anderen hatten sich zurückgezogen. Schweigend, mit angstverzerrten Gesichtern. Wie weggeflogen war der Mordrausch, sie hatten nur noch Angst um ihr Leben.

Tatum Wilson biß die Zähne zusammen. Er war ein Mann von zweiundzwanzig Jahren, und er hatte auch Bela auf dem Gewissen. »Wir geben nicht auf«, sagte er. »Es wäre doch gelacht, wenn dieser dreckige Zigeuner es schaffen würde…«

»Genug geredet!« brüllte Chandra. Er hatte beide Arme erhoben.

Grausam war sein Gesicht verzerrt. »Der Fluch der Hölle wird euch treffen, verdammte Brut!«

»So nicht!« schrie Wilson zurück, ließ sich plötzlich auf die Knie fallen und drückte ab.

Die Kugel hämmerte aus dem Lauf, drang Chandra in die Brust und am Rücken wieder hinaus.

Chandra blieb – unverletzt.

Die Augen des alten Wilson wurden weit vor Entsetzen. Bis jetzt hatte er noch alles für einen Bluff gehalten, doch plötzlich war ihm klar, daß dieser Chandra wirklich mit dem Teufel im Bunde stand, und daß er – Wilson – ihm nichts entgegenzusetzen hatte.

Diese Nacht würde er nicht mehr überleben.

Die übrigen Zigeuner starrten ihren Anführer an. In vielen Blicken lag Unglauben, aber auch unbedingtes Vertrauen. Sie hatten gesehen, daß ihm eine Kugel nichts anhaben konnte, daß die Magie der Ahnen einen wirksamen Schutzschild gebildet hatte.

Nun kam die Stunde der Abrechnung. Jetzt würden die Dörfler für all

das bezahlen, was sie den Söhnen des Windes angetan hatten. Doch plötzlich bekamen die Menschen von einer Seite Hilfe, an die sie gar nicht mehr gedacht hatten.

Ein Mann drängte sich durch die Menge.

Der Pfarrer!

Mit beiden Händen hielt er ein großes Kreuz umklammert. Es hing sonst hinter dem Altar, und er hatte es abgenommen, um damit in den Kampf gegen das Böse zu ziehen.

Schon hatte der Pfarrer den alten Wilson erreicht, stellte sich vor ihn und schrie mit gewaltiger Stimme: »Halte ein, Verdammter, und sieh dieses Kreuz an, das die Macht des Guten gegen die Angriffe der Hölle verteidigt.«

Chandra, der Flammenmann, zuckte zurück. Die geballte Kraft des Guten traf ihn mit voller Wucht. Er hatte die Arme erhoben und schützend vor sein Gesicht gelegt. Der Anblick des Kreuzes bereitete ihm körperliche Schmerzen.

Nicht nur der Pfarrer merkte dies. Auch die anderen Dorfbewohner erkannten, was mit Chandra los war. Sie faßten wieder neuen Mut. »Zu Hölle mit ihm!« schrie eine Stimme.

»Ja, schickt ihn zum Teufel!«

Der Pfarrer ging unerschütterlich seinen Weg. Schritt für Schritt kam er auf Chandra zu. Es war eine schaurige, unheimliche Szene. Wie ein großer heller Ballon stand der Mond am Himmel und warf sein fahles Licht auf die Erde. Es schien sich nur auf dem Platz mit den primitiven Unterkünften zu konzentrieren. Der Schnee reflektierte die Helligkeit, und die Gestalt des Priesters hob sich deutlich von der weißen Pracht ab.

Bis zu den Schienbeinen watete er durch den Schnee. Hoch hielt er das Kreuz über dem Kopf, ein Fels des Guten in der Brandung der Höllenkräfte.

Chandra schrie Beschwörungen und Verwünschungen, die jedoch völlig wirkungslos blieben. Er war eben noch kein solch großer Dämon, daß er die Macht des Kreuzes hätte überwinden können. Dann wurde Chandras Flucht gestoppt. Mit dem Rücken prallte er gegen das Karussell.

Es ging nicht mehr weiter.

Und der Pfarrer kam immer näher.

Verzweifelt suchte Chandra nach einem Ausweg. Er mußte weg, sonst wurde sein höllisches Leben zerstört.

Und dann sprang er mit einem Satz auf das Karussell. Beide Arme hob er flehend und ballte die Hände zu Fäusten!

»Satan!« schrie er. »Satan hilf!«

Ja, Chandra rief den obersten Höllenfürsten an. Und dieser erhörte das Flehen seines Dieners.

Urplötzlich brauste ein gewaltiger Sturmwind auf. Der Schnee wurde hochgewirbelt und den Menschen als weiße Wand entgegengeschleudert. Eine Bö packte den Pfarrer, rüttelte an seiner Kleidung und riß ihm das große Kreuz aus den Händen, daß es in den Schnee fiel. Auch der Pfarrer schaffte es nicht, sich gegen den Sturm anzustemmen. Er wurde zu Boden geworfen, eine Schneewolke hüllte ihn ein.

Und das Karussell begann sich zu drehen. Schneller und schneller wurde es.

Chandra, der Flammenmann, stand unerschütterlich inmitten des höllischen Wirbels.

Gellendes Gelächter drang aus seinem Mund. Wild schüttelte er die Fäuste. »Rache!« brüllte er. »Ich werde mich rächen. Der Fluch des Satans wird euch und eure Nachfahren treffen. Das schwöre ich bei Asmodis, dem Höllenfürsten.«

Wieder das schreckliche Lachen. Vom Himmel senkte sich eine gewaltige Feuersäule herab und hüllte das Karussell ein. Gräßliche Gestalten tauchten auf, tanzten einen höllischen Reigen, schrien blasphemische Worte.

Unbeschreibliche, grauenhafte Szenen spielten sich auf dem Karussell ab.

Die übrigen Zigeuner flohen in panischer Angst, genau wie die Dorfbewohner und auch Tatum Wilson.

Nur der Pfarrer und der alte Wilson blieben da. Und sie waren auch die einzigen, die sahen, wie der Spuk plötzlich von einem Atemzug zum anderen verschwand und das Karussell wieder ruhig und still vor ihnen stand.

Auch Chandra war nicht mehr da. Er war eingegangen in das Land des Schreckens, doch sein Fluch war von keinem der Menschen vergessen worden…

Kälte und Nässe waren es, die den Pfarrer aus seiner Erstarrung rissen. Schweratmend kam er auf die Füße. Das große Kreuz lag ein paar Schritte entfernt. Mühsam hob er es auf. Es war ein einfaches Holzkreuz und schon einige hundert Jahre alt. Und doch hatte es die Kräfte des Bösen abgehalten.

Auch der alte Wilson kam auf die Beine. Sein Sohn hatte sich mit den anderen zusammen aus dem Staub gemacht. Mit müden Beinen taumelte Wilson auf den Pfarrer zu. Der Bart des Alten war schneeverklebt, aber nach wie vor hielt der Mann sein Gewehr umklammert.

Der Pfarrer deutete auf die Waffe. »Die brauchen Sie nicht mehr«, sagte er.

Wilson nickte, senkte die Mündung und warf einen scheuen Blick auf das Karussell. »Wie – wie ist das möglich?« flüsterte er mit bebenden

Lippen.

Der Pfarrer war dem Blick des Alten gefolgt. »Ich weiß es auch nickt. Und ich will es auch gar nicht wissen. Seien wir froh, daß alles überstanden ist.«

Wilson schluckte. »Wird dieser Teufel noch mal zurückkommen?«

»Keine Ahnung.«

»Da wäre noch etwas, Herr Pfarrer«, sagte der alte Wilson.

»Ja?«

Wilson senkte den Kopf und starrte auf seine mit Schnee bedeckten Stiefelspitzen. »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken und mich gleichzeitig entschuldigen. Sie – Sie haben mir das Leben gerettet. Ich war sehr gemein zu Ihnen, als ich Sie einfach aus dem Weg stoßen ließ. Ich hoffe, Sie vergessen das.«

»Keine Angst, Mister Wilson«, erwiderte der Pfarrer. »Schon vergessen. Nur hätte ich noch eine kleine Bitte. Gewissermaßen als Buße, Mister Wilson.«

»Ja, reden Sie.«

»Die Zigeuner, Mister Wilson, sind auch Menschen. Ich hoffe, Sie werden sie als solche behandeln. Sie sollen hierbleiben und sich bei uns wohl fühlen. Sagen Sie das auch den anderen Dörflern. Denn auch Sie haben schwere Schuld auf sich geladen. Sie haben einen jungen Menschen erschossen.«

Wilson schüttelte den Kopf. »Ich war es nicht.«

»Gut, Sie haben den Mörder aber nicht an seinem verwerflichen Tun gehindert. Auch das ist schlimm. Wir leben in einer schrecklichen Zeit, in der Haß und Rache regieren. Und ich möchte, daß wir ein wenig Menschlichkeit demonstrieren. Ich hoffe, es ist nicht zuviel verlangt, Mister Wilson.«

Wilson biß die Zähne zusammen. Der Pfarrer konnte spüren, wie sehr der Mann an den Worten arbeitete. Dann sagte Wilson: »Dieser Zigeuner, er hat einen Knecht von uns niedergestochen. Er ist in den Stall eingedrungen und wollte stehlen. Dabei hat ihn der Knecht überrascht. Ich habe nicht angefangen.«

Der Pfarrer legte seine Hand auf Wilsons Schulter. »Man soll nicht gleiches mit gleichem vergelten. Der junge Mann kann in einer Panikreaktion gehandelt haben. Wir kennen die näheren Umstände nicht. Und Sie wissen nicht, wer von den beiden Jungen ihren Knecht niedergestochen hat.«

»Ich war es«, sagte plötzlich eine tränenerstickte Stimme hinter den beiden Männern.

Der Pfarrer und der alte Wilson drehten sich um.

Aus einer Bretterbude war der junge Marco getreten. In seinen Augen schimmerte es feucht. Er war nur noch ein erbärmliches Bündel Mensch.

In Wilsons Augen blitzte es auf. Er wollte die Waffe heben, doch der Pfarrer drückte den Lauf zu Boden. »Denken Sie an meine Worte«, sagte er.

Der Pfarrer wandte sich an den jungen Zigeuner. »Komm zu mir«, sagte er, »es geschieht dir nichts.«

Den ängstlichen Blick auf den alten Wilson gerichtet, kam Marco an die Seite des Pfarrers. »Ich – ich wollte es nicht«, flüsterte er rauh. »Alles war so schrecklich. Es tut mir leid.«

Der Pfarrer lächelte. »Ich weiß«, sagte er. »Laß es gut sein, mein Junge.«

»Und was geschieht jetzt mit mir?« fragte Marco mit zitternder Stimme.

»Das müssen wir noch abwarten«, erwiderte der Geistliche. »Du kannst erst einmal bei mir wohnen. Und für deine Sippe werden wir schon sorgen.«

***

Der Pfarrer lehnte sich zurück. Nachdenklich blickte er John Sinclair und den Inspektor an. »Das war es, was ich Ihnen erzählen wollte, Gentlemen.«

Der Geisterjäger wischte sich über die Stirn. Es war warm in dem Arbeitszimmer. In den hohen, altmodisch anmutenden Heizungsrippen sang das Wasser. Die Zigarre des Pfarrers war längst erloschen. Nun zündete er sie sich mit ruhigen Bewegungen wieder an.

John nahm einen Schluck Saft. »Es war wirklich eine sehr interessante Geschichte, Herr Pfarrer. Ich glaube, wir haben einiges über das rätselhafte Karussell erfahren. Aber was geschah mit der Zigeunersippe? Und ist dieser Marco vor ein Gericht gestellt worden, genau wie der Sohn des alten Wilson?«

»Viele Fragen auf einmal, Herr Oberinspektor. Ich will versuchen, sie der Reihe nach zu beantworten. Die Zigeuner haben den langen Winter hier bei uns in Brickaville verbracht. Mein Vorgänger hat den Einwohnern im Zuge einer Predigt noch einmal kräftig ins Gewissen geredet, so daß die Leute die Zigeuner wohl oder übel akzeptierten. Marco wurde nicht angeklagt. Der Knecht ist auch nicht gestorben. Er hatte eine hervorragende Konstitution und war nach zwei Monaten wieder auf den Beinen. Auch Tatum Wilson ist nichts passiert. Sie müssen die Situation verstehen, Herr Oberinspektor. Damals war Krieg, und dann kamen noch die Probleme im Dorf hinzu.«

»Ich sage ja auch gar nichts«, lächelte John. »Außerdem ist die Tat verjährt.«

»Natürlich.« Der Pfarrer nahm einen Zug aus seiner Zigarre. Durch den linken Mundwinkel stieß er den Rauch aus. »Im Frühjahr sind die Zigeuner dann weitergezogen, doch die Angst der Menschen blieb.

Den Fluch hatte man nicht vergessen. Und auch die Zigeuner hatten Angst. Sie ließen alles liegen und stehen. Von den Einwohnern hier hatte auch keiner den Mut, das Karussell wegzuschaffen. So vergingen die Jahre, und das Gefährt rostete vor sich hin. Selbst die Kinder mieden es. Die Buden verfielen immer mehr, und man braucht sie nur mal schief anzusehen, dann fallen sie auseinander. Dann starb der alte Wilson. Man schrieb das Jahr neunzehnhundertfünfzig. Er war inzwischen zweiundachtzig Jahre alt geworden. Ich war damals schon im Dorf und kann mich noch gut erinnern. Es war an einem Sommerabend, als der alte Wilson seinen Spaziergang machte. Meist ging er über seine Felder. Und plötzlich – ein zufällig vorbeikommender Radfahrer hat es gesehen – ist aus der Erde eine Feuerlanze herausgeschossen, hat den Alten in zwei Teile gespalten und dann verbrannt. Ihm war nicht mehr zu helfen. Und an der Stelle, wo ihn das Schicksal getroffen hatte, war die Erde in einem Umkreis von fünf Yards kohlrabenschwarz. Alles verbrannt, so daß die blutigen Zeichen besonders gut zu sehen waren. Chandras Rache, stand dort geschrieben, und diese Worte stehen auch noch heute dort. Man hat sie nicht wegbekommen, obwohl alles versucht worden ist.«

»Sind noch mehr Morde geschehen?« fragte John.

»Ja. Acht Jahre später fand man Wilsons Bruder. Er lag auf dem Karussell – ohne Kopf. Und mit Wilsons Bruder ist etwas Schreckliches geschehen. Er erwachte nach einigen Stunden wieder zu einem scheußlichen Leben und hat seine Tochter und seinen Schwiegersohn getötet. Es war grauenhaft. Auch er war gegen Kugeln immun. Er ist auf das Karussell gegangen und verschwand.«

»Fast wie bei diesem Ken Kovac«, meinte Inspektor Fenton. John nickte. Er versuchte aus dem Gehörten ein Mosaik zusammenzubasteln, was gar nicht mal so einfach war. Vieles schien widersprüchlich zu sein, doch etwas war schon jetzt klar zu erkennen. Dieses Karussell hatte eine bestimmte Bedeutung. Für John Sinclair war es eines der Tore in das Reich der Finsternis.

In eine andere Dimension, in das Land der Dämonen!

John schnippte die Finger gegeneinander, und es gab ein klackendes Geräusch. »Wilsons Sohn, dieser Tatum, lebt er noch?«

»Ja. Er ist sogar unser Bürgermeister geworden«, erwiderte der Pfarrer.

»Mit einem Mord auf dem Gewissen«, fügte Fenton hinzu.

»Wir sind keine Richter, Sir«, gab der Pfarrer zurück. Dann kam er wieder auf das Wesentliche. »An Tatum Wilson ist der Fluch wohl vorbeigegangen. Soviel ich weiß, hatte er keinen Kontakt mit irgendwelchen bösen Mächten. Den großen Hof besitzt er allerdings nicht mehr. Er hat ihn verpachtet und lebt jetzt in einem kleinen Haus am anderen Ende des Dorfes.«

»Ist er verheiratet?« fragte John.
»Er war es. Seine Frau ist gestorben.«
Johns Haltung spannte sich.
»Keine Angst, Herr Oberinspektor.« Der Pfarrer winkte ab. »Dieser Tod war völlig normal. Herzversagen. Es ist jetzt zwei Jahre her. Kinder waren keine da. Tatum Wilson lebt allein in seinem Haus. Hin und wieder kommt eine ältere Frau, die putzt und auch für ihn wäscht. Mich wundert es natürlich auch, daß der Fluch Wilson direkt nicht getroffen hat. Sicher, der Bruder des Alten war in der damaligen Nacht auch dabei gewesen, nur hatte er sich mehr im Hintergrund gehalten. Eigentlich waren der alte Wilson und sein Sohn Tatum die führenden Kräfte gewesen. Und Tatum hat ja auch geschossen.«
John zündete sich eine Zigarette an. »Sie machen einen Denkfehler, Herr Pfarrer«, sagte er, »das ist auch ganz natürlich, da Sie wenig mit Dämonen zu tun haben. Zeit spielt für diese Geschöpfe keine Rolle. Es gibt uralte Flüche, die die Jahrhunderte überdauert haben und plötzlich dann erfüllt wurden, als niemand mehr daran dachte. Es steht längst nicht fest, daß Chandra Tatum Wilson vergessen hat. Er kann von heute auf morgen zuschlagen, und ich meine, mit Ken Kovacs Auftauchen ist ein Signal gesetzt worden. Ich mache deshalb folgenden Vorschlag: Lassen Sie uns zu Tatum Wilson gehen. Ich möchte ihm einige Fragen stellen und auch gern in seiner Nähe sein, falls etwas passieren sollte.«
Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Was sollte ich dagegen haben? Ich bin ja selbst froh, wenn dieser unglückselige Fall einmal gelöst wird.«
»Okay.« John stand auf. »Kommen Sie mit, Mister Fenton?«
»Worauf Sie sich verlassen können, Kollege. Schließlich möchte ich den berühmten John Sinclair einmal in Aktion erleben.«
»Den Spott können Sie sich sparen«, gab John zurück. »Ich würde es mir an Ihrer Stelle jedenfalls nicht wünschen, mich in Aktion zu sehen. Meistens ist dieses nicht gerade angenehm, um es mal positiv auszudrücken.«
Der Pfarrer hatte seinen Mantel geholt und von dem Dialog nichts mitbekommen. »Sollen wir Mister Wilson nicht vorher anrufen?« fragt er.
»Nein«, erwiderte John Sinclair. »Ich bin mehr für die überraschenden Besuche…«

***

»Du mußt jetzt gehen«, sagte Tatum Wilson leise. »Dein Mann kommt bald zurück. Ich will nicht, daß er etwas merkt.«
Bettfedern ächzten. Ein nackter Frauenkörper wälzte sich auf die andere Seite. Der Schein der kleinen Wandlampe reichte kaum bis zum Bett.

Weiche Finger strichen über Tatum Wilsons Wange. Dann ein Lachen, etwas spöttisch klingend. »Wenn die Leute hier das wüßten. Die würden sich doch die Mäuler zerreißen.«

Wilson atmete schwer. Er drehte die Hand zur Seite. »Mal nur nicht den Teufel an die Wand, Jean. Bis jetzt haben wir noch alles geheimhalten können. Aber wenn… ach verdammt, ich darf gar nicht daran denken.«

Wilson griff nach den Zigaretten. Er fand nur ein Stäbchen in der zerknitterten Packung.

Ein Feuerzeug schnickte. Sekundenlang geisterte der Flammenschein über den nackten Oberkörper der Frau.

Er zeigte etwas füllige Formen, schwarzes Kraushaar und ein leicht verlebt aussehendes Gesicht.

Tatum Wilson hatte sich kein junges Mädchen zur Geliebten genommen. Dafür war er schon allein vom Aussehen her nicht der Typ, und soviel Geld, sich die Gespielinnen zu kaufen, hatte er auch nicht. So war er bei der gelandet.

Die Flamme verlöschte. Würziger Rauch stieg gegen die Decke. Wilson tätschelte den breiten Rücken. »Komm, Darling, mach schon.«

»Ja, ja.« Die Antwort klang unwillig. »Ist schließlich kein Vergnügen, durch die Kälte zu laufen.«

Wilson lachte. »Wer liebt, muß auch leiden.«

»Du hast es gerade nötig.« Jean setzte sich auf, fand zielsicher ihren BH, legte ihn um und bat Wilson, ihn am Rücken zu schließen. Er tat dies mit einer routinierten Bewegung.

Jean stand auf, schlüpfte schlangengleich in den engen Slip und fuhr sich mit dem Kamm durch die Haarlocken.

»Ich weiß ja nicht, was du von der Sache hältst, aber für mich ist es schrecklich«, meinte sie.

Tatum Wilson hatte sich aufgesetzt. »Welche Sache?«

»Na dieser Mord.«

»Ach so – ja. Wirklich schrecklich.«

»Ob das was mit der Vergangenheit zu tun hat?« Jean zog ihren dicken Pullover über.

»Wie meinst du das?«

Jetzt war die Hose an der Reihe. Sie war schwarz, aus Cord und spannte sich um Jeans Hüften. »Dieser Zigeuner, der euch angeblich verflucht haben soll. Ich meine, ich wohne ja erst seit acht Jahren hier in Brickaville. Aber wenn man die anderen so reden hört, da kann einem direkt angst und bange werden.«

»Alles Gewäsch.« Wilson versuchte die Sache zu bagatellisieren, obwohl seine Worte nicht sehr überzeugend klangen. Das merkte auch die Frau.

Sie lachte. »Mir scheint, daß du auch Angst hast, Tat. Schließlich

warst du nicht unschuldig.«

Wilson sprang aus dem Bett. »Jetzt reicht's mir aber«, sagte er. »Bist du hergekommen, um mir Schauergeschichten zu erzählen?«

»Entschuldige, aber man wird ja noch seine Meinung sagen dürfen.«

»Behalte sie ruhig für dich.« Wilson drückte die Zigarette aus. Jean hatte inzwischen ihren schweren Pelzmantel übergeworfen. Er war noch ein Erbstück ihrer Mutter.

Wilson schlüpfte in Hosen und Hemd. »Ich bring dich zur Tür«, sagte er.

»Wie großzügig.«

»Sei nicht albern.«

Sie gingen zum Hinterausgang. Er führte in den Garten. Tatum Wilson sah erst nach, ob die Luft rein war.

»Du kannst«, sagte er dann.

Zwei Lippen fanden sich zu einem schnellen Abschiedskuß. Dann verschwand Wilson rasch wieder im Haus.

Tatum Wilson ging in sein Wohnzimmer und gönnte sich einen Schluck. Die Sache mit Jean war ein echtes Nervenspiel. Das ging nun schon ein halbes Jahr so. Lange würde das Verhältnis nicht unentdeckt bleiben. Nicht in einem Ort wie Brickaville, wo einer vom anderen wußte, welches Fleisch im Kochtopf schmorte. Wilson trank in langsamen Schlucken. Er blickte dabei aus dem Fenster. Vor dem Haus stand eine Laterne. Die Kuppel war ein heller Fleck in der Dunstküche.

Jean hatte schon recht. Seit dieser Mord passiert war, fühlte er sich nicht mehr wohl in seiner Haut. Tatum hatte die Vorgänge des Jahres neunzehnhunderteinundvierzig nicht vergessen. Sie belasteten ihn schwer. Nicht der Mord an dem Zigeuner, der hatte Tatums Gewissen nie beunruhigt. Aber was danach passiert war. Der Tod seines Vaters, das Auftauchen des geköpften Onkels. Am liebsten wäre Wilson fortgezogen, doch das wiederum hätte nach einer Flucht ausgesehen oder nach einem Eingeständnis der Schuld.

Wie man es auch drehte und wendete, es war schon eine vertrackte Situation.

Wilson leerte das Glas. Er hatte noch keine Lust, schlafen zu gehen, und drehte das Radio an.

Ein Sender brachte Unterhaltungsmusik, die neuesten Schlager. Wieder kam ihm der Gedanke an eine erneute Heirat. Obwohl er das Verhältnis mit der Fabrikantenfrau hatte, fühlte er sich doch ziemlich einsam. Das Haus war einfach zu groß für eine einzelne Person. Und er wurde auch immer älter. Mit sechsundfünfzig war er wirklich kein junger Mann mehr. Das Leben hatte seine Spuren bei ihm hinterlassen. Falten kerbten das Gesicht, und die Halbglatze machten ihn auch nicht gerade zu einem Adonis. Kontaktlinsen ersetzten die Brille. Seinen Bauch jedoch konnte Tatum nicht verbergen. Er trank noch einen

Whisky.

Wilson liebte den Scotch. Vor allen Dingen, wenn er sein Alter und seine Reife hatte.

Er ließ sich die Kisten immer aus Schottland kommen. Dort kannte er einen Whiskyhändler und bekam den Stoff zu Vorzugspreisen. Das Schrillen des Telefons ließ ihn zusammenzucken.

Wilson blickte auf die Uhr. Wer konnte ihn um diese Zeit noch anrufen?

Er hob ab und hatte dabei das Gefühl, einen dicken Kloß im Magen sitzen zu haben.

»Wilson!«

Nichts. Der Anrufer gab keinen Ton von sich.

»Verdammt, so melden Sie sich doch!« schrie der Bürgermeister. Keine Antwort.

Wilson merkte, daß er anfing, unter den Achselhöhlen zu schwitzen. Mit einer wütenden Bewegung warf er den Hörer wieder auf die Gabel. Da hatte sich irgendein Kerl einen dummen Scherz erlaubt. Wirklich nur einen Scherz?

Wilson kamen plötzlich Zweifel. Und da war es wieder. Das Gefühl der Angst, das bohrende schlechte Gewissen, das ihn die ganzen Jahre über gequält hatte.

»Zum Teufel damit«, knurrte Wilson. Er stellte das Radio ab. Jetzt hatte er auch keine Lust mehr, Musik zu hören.

Wilson ging ins Schlafzimmer, machte Licht.

Ein Hauch von Parfüm wehte ihm entgegen. Erinnerung an Jean. Das breite Doppelbett war zerwühlt. Auf dem Boden lag Jeans seidener Morgenmantel. Wilson hob ihn auf und hängte ihn über einen Bügel. Er wollte sich schon ausziehen, da hörte er das Klopfen. Wilson erstarrte. War jemand im Haus?

Er löschte das Licht, schlich aus dem Zimmer und hatte kaum die Türschwelle überschritten, als er die Schritte vernahm. Leise, schleichend, aber doch zielstrebig.

Kein Zweifel. Wilson war nicht mehr allein. Jemand schlich durch das Haus.

Ein Einbrecher!

Wilson merkte, daß sein Herz schneller zu schlagen begann. Es hämmerte in seiner Brust.

So leise es ging, schlich er in sein Wohnzimmer. Neben dem Schreibtisch stand ein Waffenschrank mit drei Gewehren. Unter anderem befand sich darin auch das Sturmgewehr, mit dem er damals den Zigeuner erschossen hatte.

Der Schlüssel zum Schrank lag in seinem Schreibtisch. Auf Zehenspitzen huschte Tatum Wilson durch das Zimmer, zog die Schreibtischschublade auf und tastete nach dem Schlüssel.

Er fand ihn – lauschte.
Keine Schritte mehr. Nichts.
Hatte er sich getäuscht?
Wilson wollte es genau wissen.
Er lief zum Waffenschrank. Teppiche dämpften die Schritte. Wilson schloß die beiden schmalen Türen auf. Sie knarrten in den Angeln. Die Rechte des Bürgermeisters griff nach dem Sturmgewehr. Die Kühle des Metalls war für ihn beruhigend.
Tatum Wilson löste das Gewehr aus der Halterung und drehte sich mit der Waffe im Anschlag um.
Er hatte kein Licht gemacht und auch nicht die Vorhänge vor die Fenster gezogen. Auch von draußen fiel kaum Helligkeit durch die Scheiben. Der Halbmond war hinter den hohen Bäumen versteckt. Tatum Wilson trat einen Schritt vor. Jetzt, da er das Gewehr hatte, fühlte er sich wesentlich sicherer. Sein Herzschlag hatte sich wieder normalisiert, die Lippen waren zu einem Strich zusammengepreßt. Nun konnte der Eindringling kommen!
Und dann sah er den Schatten. Er kam von der offenen Tür zur Diele herein, und Wilson wollte schon einen Befehl schreien, als plötzlich das Licht aufflammte.
Für einen Herzschlag schloß der Bürgermeister geblendet die Augen. Als er sie wieder öffnete, hatte er das Gefühl, in einen Kübel mit Eiswasser getaucht worden zu sein.
Auf der Türschwelle stand sein Onkel.
Der Bruder seines Vaters.
So wie er gestorben war.
Ohne Kopf!

***

Tatum Wilson nahm das schreckliche Bild in sich auf, ohne es auch nur begreifen zu können. Die Panik, das Entsetzen, die Angst – all die Gefühle kamen mit ungeheuerer Macht.
Die Horrorgestalt verschwamm vor seinen Augen. Wilson begann zu zittern, und ein dumpfes Ächzen drang aus seiner Brust. Fred Wilson lachte plötzlich. Oder vielmehr der Kopf unter seinem Arm.
Es war ein wissendes, höhnisches und gleichzeitig triumphierendes Lachen, und es sah grauenhaft aus, wie sich der Mund bewegte und die abgehackten Laute hervorstieß.
Fred Wilson war gekommen, um seinen Auftrag auszuführen. Chandras Rache nahm ihren Fortgang.
Wie ein kleiner schlanker Turm saß der Halsstumpf auf seinen Schultern. Den Kopf hatte Fred Wilson unter den rechten Arm geklemmt. Die Augen darin bewegten sich rollend.
»Deine Stunde ist gekommen, Tatum Wilson«, sagte der Kopf mit

grollender Stimme. »Die Geister des Jenseits warten auf dich. Und Chandra, der Zigeunerfürst, dessen Rache du heraufbeschworen hast. Du wirst mit mir kommen auf das Todeskarussell und von dort aus die Fahrt ins Reich des Grauens antreten. Und nichts, aber auch gar nichts kann dich davor retten.«

Tatum Wilson stöhnte gequält. Er wankte zurück und stieß mit dem Rücken gegen den Gewehrschrank. Seine eigene Waffe kam ihm plötzlich zentnerschwer vor, der Lauf senkte sich immer mehr dem Boden entgegen.

Fred Wilson bemerkte dies, und der Kopf begann wieder zu lachen. Der Untote trug noch die Kleidung, die vor einigen Jahrzehnten modern gewesen war, einen zweireihigen Nadelstreifenanzug mit wattierten Schultern und breiten Hosenbeinen.

»Ich hoffe, daß du freiwillig mitkommst«, sagte der Kopf. »Dein Gewehr nutzt dir nichts. Dort wo ich herkomme, wird mit anderen Waffen gekämpft.«

»Nein!« keuchte Wilson. »Nein, du wirst mich nicht mitnehmen, du Satan, du. Ich werde dich endgültig töten. Ich…«

»Du Narr!« Fred Wilsons Kopf sprach die Worte aus. Dann setzte sich der Unheimliche in Bewegung. Er streckte die linke knochige Hand aus und kam geradewegs auf den schreckensstarren Tatum Wilson zu. Der Teppich war wie Moos, die Schritte des Untoten kaum zu hören. »Chandra wartet«, sagte er. »Du bist der letzte Wilson, der in sein Reich geholt wird. Und mich hat er als Boten geschickt.«

Jetzt trennten Fred Wilson nur noch drei Schritte von seinem Neffen. Er stand genau unter der Deckenleuchte, die ihren Schein über den Unheimlichen ergoß.

Und es kam der Zeitpunkt, als Tatum Wilson seine erste Angst überwunden hatte, als er wieder an das Gewehr in seiner Hand dachte.

Er riß die Waffe hoch, preßte den Kolben in die rechte Armbeuge und schoß.

Der Knall hörte sich an, als wolle er das ganze Zimmer auseinandertreiben. Die Kugel fegte aus dem Lauf und drang dem Unheimlichen knapp oberhalb des Hosengürtels in den Körper. Fred Wilson zuckte zusammen.

Wieder feuerte der Bürgermeister, setzte die Kugel nur eine Handbreit neben die erste.

Die beiden Einschüsse schüttelten den Untoten durch, warfen ihn aber nicht um. Und es drang kein Tropfen Blut aus den Wunden. Der Kopf lachte statt dessen. »Ich habe dir doch gesagt, daß ich mit normalen Waffen nicht zu töten bin. Du kannst mich nicht aufhalten, Tatum!«

Mit einem dumpfen Geräusch polterte das Gewehr zu Boden. Der

Bürgermeister hatte es fallen gelassen. Für ihn brach eine Welt zusammen. Er verkraftete das nicht mehr. Plötzlich verdrehte er die Augen und rutschte ohnmächtig zu Boden. Sein Rücken glitt über die Tür des Waffenschranks. Der Schlüssel brach ab.

Tatum Wilsons Körper neigte sich langsam zur Seite. Mit zwei Schritten war Fred Wilson bei ihm. Er bückte sich, um mit der linken freien Hand den Bewußtlosen hochzuziehen.

Im gleichen Augenblick schlug die Türklingel an…

***

Es war kühler geworden. Dunstschleier lagen fahnenartig über den kleinen Straßen und Gassen. John Sinclair schlug seinen Mantelkragen hoch. Inspektor Fenton und der Pfarrer taten es ihm nach. Der Pfarrer schloß die Haustür ab. »Weit ist es nicht«, sagte er und steckte den Schlüssel in die Manteltasche. »Wir können zu Fuß gehen.«

John nickte.

Fenton sagte nichts. Er kaute nur nachdenklich auf seiner Unterlippe herum. Der Inspektor hatte sich in den letzten Minuten zurückgehalten. Wahrscheinlich war ihm klargeworden, daß er dem Geisterjäger doch nicht das Wasser reichen konnte.

Der Pfarrer übernahm die Führung. »Ich zeige Ihnen den Weg«, sagte er.

Die Männer gingen schweigend durch das Dorf. Es lag in tiefer Stille.

Brickaville gehörte zu den Orten, in denen um zweiundzwanzig Uhr die Bürgersteige hochgeklappt werden, wie in einem Witz so gern erzählt wird.

Auf manchen Gartengrundstücken lagen noch Schneereste. Sie waren schon fleckig und begannen langsam zu zerlaufen.

Einmal kam den Männern ein Betrunkener entgegen. Er blieb für einen Augenblick stehen, glotzte dumm aus der Wäsche, wußte nicht, was er sagen sollte, und torkelte dann weiter.

»Das war Eddy«, sagte der Pfarrer, »ein armer Kerl, nicht mehr ganz richtig im Kopf. Er lebt von kleineren Gelegenheitsarbeiten.«

Inzwischen hatten die Männer das Dorfende erreicht. Der Pfarrer bog in einen schmalen, aber sorgfältig asphaltierten Weg ein, der zu einem modernen Bungalow führte.

Er war von einer kniehohen Mauer umgeben. Ein zu dieser Jahreszeit trist aussehender Vorgarten befand sich zu beiden Seiten eines mit Platten belegten Wegs.

Hinter den Fenstern war es dunkel.

»Wilson wird schon schlafen«, bemerkte Fenton.

John und der Pfarrer sagten nichts. Der Oberinspektor ging hinter dem Geistlichen her, der inzwischen das kleine Tor geöffnet hatte. Die Haustür des Bungalows war verglast, zwei Treppenstufen führten

hinauf.

Der Pfarrer drehte sich zu John um. »Ich werde klingeln«, sagte er. »Und lassen Sie mich die ersten Worte mit Wilson reden. Mich kennt er. Es ist mir sowieso unangenehm…«

Weiter kam der Pfarrer nicht.

Zwei Schüsse peitschten plötzlich im Innern des Hauses auf und rissen dem Geistlichen die nächsten Worte von den Lippen.

Aus großen Augen blickte der Pfarrer den Oberinspektor an. Und der handelte.

Zwei Schritte brachten ihn bis an die Tür. Den Ballen seiner rechten Hand preßte John auf den mattschimmernden Klingelknopf. Eine Glocke mit Big-Ben-Klang tönte auf, aber niemand kam, um zu öffnen.

»Das Fenster«, sagte Inspektor Fenton. »Wir müssen es einschlagen!« John war einverstanden.

An der Tür war nichts zu machen. Das Holz war mit einer Metallplatte verkleidet worden, die einer Kugel großen Widerstand entgegengesetzt hätte.

Fenton stand schon bereit. Er hatte einen Stein aufgehoben und schlug damit die Scheibe ein.

Ein Splitterregen ergoß sich in das Innere des Hauses. Die Thermopanescheibe war mit einem explosionsartigen Knall geplatzt und völlig aus dem Rahmen geflogen.

John Sinclair stemmte sich an der Fensterbank hoch. Geschickt ließ er sich in das dahinterliegende Zimmer rollen.

Der Geisterjäger hörte ein schreckliches Wimmern. Es drang aus einem der Nebenräume.

Nur schwach erkannte der Geisterjäger eine Tür. Hastig lief er darauf zu, stolperte über eine kleine gepolsterte Sitzbank und konnte sich im letzten Moment noch fangen.

Dann war er an der Tür.

Hinter ihm kletterte Fenton in das Zimmer.

»Laufen Sie zur Rückseite!« rief John dem Inspektor zu. Er überzeugte sich erst gar nicht, ob Fenton dem Rat gefolgt war, sondern riß die Tür auf.

Er gelangte in einen Flur. Aus einem Zimmer fiel Licht. John sah, daß es sich dabei um das Schlafzimmer handelte. Er warf einen Blick hinein und fand es leer.

Längst hatte der Geisterjäger seine Waffe gezogen. Dem Schlafzimmer gegenüber lag noch eine Tür.

John trat sie auf.

Dann sah er die Schreckensgestalt.

Auch einem abgebrühten Beamten wie John Sinclair stockte in diesen Augenblicken der Atem.

Obwohl es im Zimmer ziemlich dunkel war, erkannte John den

Mann, der seinen Kopf unter dem Arm trug. Er war dabei, sich einen Mann auf die Schulter zu hieven, stockte aber, da er John Sinclair erkannte. Und ehe John noch etwas unternehmen konnte, handelte der Unheimliche.

Plötzlich machte sich der Kopf selbständig. Schwarze Magie trieb ihn an – genau auf John Sinclair zu.

Der Geisterjäger feuerte.

Verfehlte jedoch, da der Kopf sehr schnell auf ihn zuflog und er ausweichen mußte.

Während sich der Schädel zu einem neuen Angriff bequemte, rannte der Kopflose mit seinem Opfer davon. Genau auf die Fensterscheibe zu.

Wieder ging eine Scheibe in tausend Splitter. John konnte den Kerl nicht verfolgen, er mußte sich um den Schädel kümmern. Er wußte aber Inspektor Fenton an der Rückseite des Hauses. Hoffentlich gelang es ihm, den lebenden Torso aufzuhalten.

John war zurückgesprungen und hatte hinter einem Ledersessel Zuflucht gefunden.

Seine rechte Hand mit der Waffe lugte ein Stück über die Lehne. Der Oberinspektor zielte genau.

Diesmal mußte er den Schädel treffen. Unter der geweihten Silberkugel würde er zerplatzen, dessen war John sich völlig sicher. Doch der Schädel war schlau. Der Mund hatte sich geöffnet, ein abgehacktes Lachen drang daraus hervor. Der Kopf befand sich jetzt schräg über John Sinclair und kam plötzlich im Zickzack herabgeschossen.

Alles ging rasend schnell.

John drückte ab. In das Echo des Schusses mischte sich von draußen der Schrei des Inspektors. Und durch seinen rasenden Zickzackflug hatte es der Schädel tatsächlich geschafft, John Sinclair zu irritieren. Der Geisterjäger hatte vorbeigeschossen.

Zu einem weiteren Schuß blieb ihm keine Zeit mehr. Blitzschnell war der Schädel da. John konnte sich nur noch zurückwerfen und gleichzeitig den Sessel mit umreißen.

Die Zähne des Schädels, die Johns Hals hätten treffen sollen, bohrten sich in das Leder des Sessels.

John Sinclair fiel zum Glück weich. Es dauerte aber einen Moment, bis er sich herumgeworfen und den schweren Sessel von sich gestemmt hatte, um auf die Beine zu kommen.

Da war der Schädel schon an der Tür.

John hob den Arm mit der Waffe, ließ sie aber enttäuscht wieder sinken.

Der Kopf verschwand um den Türpfosten, noch bevor John schießen konnte.

Der Geisterjäger rappelte sich auf. Sofort nahm er die Verfolgung auf. Während er mit schußbereiter Waffe aus dem Zimmer schnellte, knipste er im Flur das Licht an.

Er sah den Schädel in ein anderes Zimmer fliegen. In den Raum, den John zuerst betreten hatte. Dort war ja auch eine Scheibe eingeschlagen und demnach eine ausgezeichnete Fluchtmöglichkeit. Von draußen her hörte der Geisterjäger den Pfarrer rufen und an der Tür rütteln.

»Mister Sinclair! So machen Sie doch auf!«

»Bleiben Sie draußen!« schrie John zurück und rannte in das Zimmer, in das sich der Schädel geflüchtet hatte.

Der Kopf war schon in der Nähe des Fensters. John sah es im aufflackernden Lichtschein.

Aber diesmal war der Oberinspektor schneller.

Der Schädel hatte schon fast das scheibenlose Fenster passiert, als der Geisterjäger abdrückte.

Zweimal feuerte er, setzte beide Kugeln während eines Atemzuges zwischen die Augen des Kopfes.

Die geweihten Kugeln verfehlten auch hier ihre Wirkung nicht. Der Schädel wurde vom Fenster weggerissen. Die Wucht der Einschläge trieb ihn sogar ein Stück der Decke entgegen. Er machte noch ein paar groteske Bewegungen und torkelte zu Boden, wo er mit einem dumpfen Aufprall liegenblieb.

Dicht neben einem Tisch.

Die Waffe immer noch schußbereit, kam John Sinclair näher. Er bemerkte das schreckensstarre Gesicht des Pfarrers am Fenster und kniete neben dem Kopf nieder.

Von dem unheimlichen Schädel war nicht mehr viel übriggeblieben. Die Schwarze Magie, die ihn beherrscht hatte, war endgültig gebrochen. Er befand sich bereits in der Auflösung.

John Sinclair richtete sich auf und steckte die Waffe weg. Der Pfarrer stand noch immer am Fenster. Sein Gesicht war eine Maske aus Angst und Entsetzen.

John sprang kurzentschlossen über die Fensterbank nach draußen. Er mußte den Pfarrer erst an der Schulter rütteln, damit dieser ihm zuhören konnte.

»Was ist mit Inspektor Fenton?« wollte John wissen.

»Ich… ich…« Der Geistliche schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Ich weiß es nicht.«

»Okay. Bleiben Sie hier.«

Der Geisterjäger lief los. Als er um die Ecke des Bungalows bog, kam ihm Inspektor Fenton entgegengetaumelt. Sein Gesicht war schmerzverzerrt.

»Was war los?«

Fenton lehnte sich gegen die Hauswand. Er biß die Zähne zusammen. Mühsam quälte er seinen Bericht über die Lippen. »Er – er kam plötzlich aus dem Fenster. Der Kopflose. Ich war gelähmt vor Schreck. Er sprang vor mir auf den Boden, und ehe ich irgend etwas unternehmen konnte, trat er voll zu.«

»Und? Was ist dann geschehen? Wohin ist er gelaufen?«

»Ich habe keine Ahnung. Hatte genug mit mir selbst zu tun.«

»Verdammt. Aber Sie müssen doch wenigstens die Richtung gesehen haben, in die sich der Kopflose gewandt hat.«

Fenton nickte. Dann hob er die Hand und deutete etwa dorthin, wo auch das Pfarrhaus lag. Und der Platz mit dem Karussell. »Danke«, sagte John und lief los.

Er holte so ziemlich alles aus seinem Körper heraus, denn er wußte, daß es jetzt auf jede Sekunde ankam.

Unterwegs begegneten ihm aufgeregte Dorfbewohner. Die meisten ahnten, daß John etwas mit dem Fall zu tun hatte, doch niemand wagte es, sich ihm in den Weg zu stellen und zu fragen. Der Geisterjäger erreichte das Pfarrhaus. Er hatte immer wieder nach dem Kopflosen und seinem Opfer Ausschau gehalten, ihn jedoch nicht entdecken können.

Sollte der Torso es tatsächlich geschafft haben, das Karussell zu erreichen, dann hätte er schon Flügel haben müssen. John hoffte darauf, daß auch der Körper vernichtet worden war, als er den Kopf getötet hatte.

John Sinclair befand sich noch in Höhe der Friedhofsmauer, als er das Geräusch hörte.

Es war ein irres Kichern und Lachen, das bei dem Geisterjäger eine Gänsehaut erzeugte.

Und es kam von dort, wo der Platz begann.

John lief die letzten zwanzig Schritte, erreichte den Platz mit den abgestellten Buden und dem Karussell und sah, was geschehen war. Es war ein Schock für ihn.

Bürgermeister Wilson tanzte vor dem Karussell. Er führte groteske Bewegungen aus, lachte, kicherte und sang in einem. Vor ihm lag der kopflose Körper des Dämons.

John Sinclair wußte nun, daß Bürgermeister Wilson den Verstand verloren hatte.

Ein grausames Ende einer Rache.

Wilson hatte den Schock nicht überwunden. Sein Verstand hatte den Anblick nicht verkraften können.

John Sinclair ging langsam näher.

Der Wahnsinnige sah ihn an. »Dämon!« kreischte er. »Komm nur her, Dämon. Ich habe keine Angst mehr. Nein, nein, nein…« Plötzlich schluchzte Wilson auf, dann sank er in sich zusammen und begann zu

weinen. In der Hocke blieb er sitzen, dicht neben dem kopflosen Körper.

Der Mond beleuchtete die schaurige Szene, und er zeigte auch den Zerfall des Torsos zu Staub. Minutenlang stand John Sinclair auf dem Platz, den Blick auf das Karussell gerichtet.

Welches Geheimnis mochte es bergen? Bevor John Sinclair das nicht gelöst hatte, war der Fall für ihn nicht beendet.

Schritte schreckten John auf.

Es war der Pfarrer, der auf ihn zukam. Er blieb stehen und starrte den immer noch am Boden hockenden Bürgermeister an. »Was ist mit ihm?«

»Er ist wahnsinnig geworden«, erwiderte John rauh.

»Mein Gott!« Der Pfarrer rang die Hände. Dann warf er einen scheuen Blick auf das Kleiderbündel neben dem Bürgermeister. »Wissen Sie, wer dieser Mann war?« fragte er.

»Vielleicht.«

»Es war Tatum Wilsons Onkel!«

»Ich hatte es mir fast gedacht«, erwiderte John. »Sie sind verflucht worden und können keine Ruhe finden. Schwarze Magie hält sie am Leben. Es ist grausam. Ich muß diesen Chandra stellen, Herr Pfarrer, damit das Morden aufhört. Bis jetzt waren nur die Wilsons dran, Ken Kovac mal ausgenommen, aber wer wird der nächste sein?«

»Fragen Sie mich das nicht, Herr Oberinspektor. Nur – was machen wir mit Tatum Wilson?«

»Vielleicht können Sie auf ihn achtgeben«, schlug John Sinclair vor.

Der Pfarrer nickte. »Geht in Ordnung. Aber Sie, was haben Sie vor, Herr Oberinspektor?«

»Ich werde versuchen… Nein.« John schüttelte den Kopf. »Ich sage es Ihnen nicht. Tun Sie mir einen Gefallen und lassen Sie mich allein. Und halten Sie auch Inspektor Fenton zurück. In einer halben Stunde ist Mitternacht. Ich hoffe, bis dahin das Rätsel des Zigeunerfluches gelöst zu haben.«

Der Pfarrer blickte John sehr ernst an.

»Ich vertraue Ihnen«, erwiderte er leise. »Der Herrgott möge Ihnen beistehen.«

Dann ging er. Und er nahm Tatum Wilson mit. Wie ein kleines Kind führte er ihn an der Hand.

***

Es war eine Welt, die ein Sterblicher normalerweise nicht zu Gesicht bekommt. Sie lag jenseits der normalen Welt, in einer anderen Zeit – in einem anderen Raum.

Das Reich war grauenhaft, erfüllt von ewigen Schrecken. Und doch gab es überall Tore zu dieser Welt. Dimensionstore, versteckt zwar,

aber nicht unauffindbar. Das konnten Spiegel sein, Mauerbrüche oder auch Stollen. Wege, um ins Dämonenreich zu gelangen, gab es genug. Nur finden mußte man sie. Und wenn es jemandem wirklich gelungen war, in die andere Welt zu gelangen, dann gab es so gut wie kein Zurück mehr. Dann hielten ihn die Dämonen fest, und der Besucher mußte bis ans Ende der Zeit Pein, Qual und Schmerz empfinden. Besonders sensible Menschen aber hatten die Schrecken der jenseitigen Reiche manchmal in ihren Träumen erlebt. Meist waren es Maler oder Schriftsteller. In ihren Bildern und Schriften hatten sie dann die Eindrücke festgehalten und sie so der Nachwelt überliefert. Die schrecklichsten Gestalten tummelten sich in dem Dämonenreich. Alptraumgeschöpfe, wie sie sich die menschliche Phantasie kaum vorstellen konnte.

Da gab es Monster mit drei oder auch vier Köpfen. Dann Kreuzungen zwischen Tier und Mensch. Vampire, Werwölfe, Dämonen, Schattenwesen – alles war vertreten und tanzte den höllischen Reigen. Oberster Führer der Dämonenwelt war Asmodis – John Sinclairs Todfeind.

Über Asmodis selbst stand nur noch der Teufel persönlich, der das Böse an sich darstellte.

Asmodis jedoch leitete sämtliche Angriffe und Attacken gegen die normal Sterblichen. Er schickte seine grausamen Heerscharen auf die Erde, um auch hier die Schrecken der Dämonenwelt zu bringen. Zeit und Raum spielten bei ihm keine Rolle – er beherrschte beides, und er schaffte es auch immer wieder, Diener unter den Menschen zu finden, die seine Befehle ausführten.

So wie Chandra!

Schon dessen Vorfahren hatten sich mit Asmodis verbündet und immer nur auf ihn gehört. Sie hatten auf ihrer Reise durch Europa seinen Willen den anderen aufgezwungen und manch grausamen Kult gehuldigt. Doch Chandra hatte alle übertroffen. Durch ihn war das Todeskarussell zu einem Einstieg in die Dämonenwelt geworden. Er hatte die magischen Kräfte mobilisiert und sie sogar noch verstärkt. Asmodis Dank war ihm gewiß.

Chandra war einer seiner Unterführer geworden. Ihm gehorchten die niedrigen Dämonen. Auf sein Wort hörten Vampire und Alptraumgeschöpfe. Er war zum Beherrscher der magischen Flammen geworden, hatte seinen Einfluß immer mehr ausgeweitet, ohne jedoch das Racheziel aus den Augen zu lassen.

Die Vernichtung von Brickaville, dem kleinen Ort, in dem man ihm übel mitgespielt hatte.

Chandra hatte sich Zeit gelassen. Irdische Maßstäbe existierten für ihn nicht mehr. Was war schon eine Stunde, ein Tag, oder ein Jahr, wenn man mit der Ewigkeit rechnete.

Und Chandra wußte immer genau, was auf der Welt vor sich ging. Er beobachtete alles. Seine magische Kugel, die er stets bei sich trug, zeigte ihm die Geschehnisse klar und deutlich.

Fast hatte er sein Ziel erreicht und die Wilsons ausgerottet. Jetzt konnte er sich voll auf die übrigen Einwohner von Brickaville konzentrieren.

Niemand sollte davonkommen!

Das hatte Chandra sich geschworen. Und ihm stand ein Heer von Höllengestalten zur Verfügung.

Doch jetzt war ein Mann aufgetaucht, der ihm ernstlich Schwierigkeiten bereiten konnte.

John Sinclair, der Geisterjäger!

Ein Mann, der auch in Dämonenkreisen sehr gefürchtet war, den selbst Asmodis bis aufs Blut haßte.

»Hol ihn her!« hatte er gesagt. »Hol diesen John Sinclair in das Reich der Geister. Locke ihn mit dem magischen Feuer, und er wird für immer in unserer Gewalt sein.«

Es war ein Auftrag, der Chandra großen Ruhm einbringen sollte. Er hatte sich allerdings einmal gefragt, weshalb Asmodis nicht selbst das Heft in die Hand genommen hatte.

Eine Antwort hatte Chandra nicht bekommen, von anderen ranghohen Dämonen jedoch erfahren, daß Asmodis von John Sinclair schon mal in die Flucht gejagt worden war. Seit der Zeit schickte dieser schlaue Fuchs immer andere vor, die für ihn die Kastanien aus dem Feuer holten.

Chandra war das jedoch egal. Er fühlte sich stark genug, es auch mit John Sinclair aufnehmen zu können.

Wie immer hielt er die magische Kugel in der Hand. Er saß auf seinem Lieblingsplatz. Vor dem großen Rad. Es drehte sich langsam. An dieses Rad wurden nur die schlimmsten Feinde des Höllenfürsten gebunden.

Sechs Speichen besaß das Rad.

Eine war noch frei.

Frei für John Sinclair!

Chandras Augen waren starr auf die Kugel gerichtet. Eine Dunstwand umgab ihn. Der Himmel in diesem Land war von einem dunklen, blutigen Rot. Riesige Vögel mit Flügeln so groß wie zwei ausgewachsene Menschen flogen über der stickig heißen Alptraumlandschaft. Sie hatten die Schnäbel aufgerissen, präsentierten nadelspitze Reißzähne und stießen hin und wieder ein schauriges Krächzen aus.

Es waren die geflügelten Todesboten des Dämonenreiches. Vor vielen Jahren hatten sie auch auf der Erde gelebt. Im Vorgebirge des Himalaya hatten sie ihre Opfer gefunden. Auch jetzt gab es sie dort

noch, allerdings sehr versteckt und zu Stein erstarrt.
Immer wieder blickte Chandra in die Kugel. Der Flammenmann war wütend, er konnte nicht genau erkennen, was in Brickaville geschah. Über dem Bild lag ein Schleier, der sich sogar noch verstärkte. Weiße Magie ermöglichte dies. Irgendwo in Brickaville mußten sich die Kräften der Weißen Magie konzentriert haben. Und da gab es eigentlich nur einen.
John Sinclair.
Chandra spürte so etwas wie Angst, doch das Gefühl verging schnell.
Nein, auch dieser Mann konnte ihm nichts anhaben.
Für wenige Augenblicke wurde das Bild in der Kugel wieder klar. Chandra sah den Platz mit dem Karussell, und er sah John Sinclair davor stehen. Zögernd, als hätte er Angst, das Karussell zu betreten. Aber er mußte hinauf, damit es sich in Bewegung setzte, um den Geisterjäger in das Reich der Dämonen zu schleudern. Chandra hatte Angst, daß es sich John Sinclair anders überlegen würde. Und der kurze Zeitpunkt, wo das magische Tor auch für Normalsterbliche geöffnet war, rückte immer näher. Wenn Sinclair dann nicht reagierte, war alles zu spät.
Er mußte einen Köder schicken.
Und er wußte auch schon welchen.
Sita, die Herrscherin der Schlangen.
Chandra rief sie.
Sita kam sofort und verneigte sich vor dem ranghöheren Dämon. Ihr Körper war grün und mit unzähligen Schuppen bedeckt. Es raschelte, wenn sie sich bewegte. Das Gesicht war kalkweiß, schwarze Haare umrahmten es. Nur wenn sie den Mund öffnete, wischte in Sekundenschnelle die gespaltene Zunge hervor.
Sie hatte einen besonders großen Haß auf John Sinclair. Denn er hatte vor nicht allzu langer Zeit ihre Freundin, die Spinnen-Königin, erledigt. Und das vergaß Sita nicht.
»Du hast mich rufen lassen, Chandra?« fragte sie. Dabei huschte die schmale gespaltene Zunge aufgeregt zwischen den Lippen hervor.
Der Flammenmann lachte. »Lange hast du auf den Tag der Rache warten müssen. Jetzt ist es soweit.«
Sitas Augen schillerten plötzlich. »John Sinclair?«
»Ja.«
»Was soll ich tun?«
Und dann erklärte ihr Chandra in allen Einzelheiten seinen teuflischen Plan…

***

John Sinclair wußte zwar von der Existenz eines Dämonenreiches, er selbst war aber noch nicht da gewesen. Er hütete sich auch davor, sich

hinlocken zu lassen. Bisher hatte er noch niemanden gesehen, der das Reich lebend verlassen hatte.

Es war John weiterhin klar, daß es mit dem Karussell etwas Besonderes auf sich hatte. Daß dieses verrostete Ding unter Umständen ein transzendentales Tor darstellte. Und er war sich auch der Gefahr bewußt, in die er sich begab.

Allerdings nicht unbewaffnet.

Nachdem der Pfarrer mit dem wahnsinnigen Tatum Wilson verschwunden war, hatte John auf dem Absatz kehrtgemacht und war zu seinem Wagen gelaufen, den er im Zentrum des Ortes geparkt hatte. Er hatte aus seinem Koffer noch einige Dinge genommen, die für eine Dämonenbekämpfung unerläßlich waren.

Ein silbernes geweihtes Kreuz, ein neues Magazin für seine Beretta, und er hatte auf seinen Körper mit magischer Kreide Symbole der Weißen Magie gemalt.

Ihm taten sie nichts. Aber Höllenwesen schreckten davor zurück. Als John die Kofferraumhaube schloß, fühlte er sich einigermaßen gerüstet. Und doch blieb ein ungutes Gefühl, denn es gab Dämonen, die selbst mit Mitteln der Weißen Magie nicht zu besiegen waren. John hatte es erfahren, als er gegen Belphégor, den Hexer mit der Flammenpeitsche, kämpfte. John blickte auf seine Uhr.

Noch fünfzehn Minuten bis Mitternacht.

Er mußte sich beeilen.

John kannte inzwischen eine Abkürzung, um schneller zu dem Platz zu gelangen.

Sein Weg führte ihn an schmalen Häusern vorbei.

Und da sah er die Gestalt.

Es war eine Frau.

Mit einer gleitenden Bewegung löste sie sich aus dem Schatten der Mauer. Sie trug einen dunklen Pelzmantel, und das schwarze Haar fiel offen auf ihre Schulter.

Das helle Gesicht leuchtete in der Dunkelheit.

John spürte instinktiv die Gefahr.

Die Frau lächelte den Geisterjäger an, der drei Schritte vor ihr stehengeblieben war.

»Was wollen Sie?« fragte der Oberinspektor.

»Sind Sie immer so unfreundlich Damen gegenüber.«

»Wenn es welche sind – nicht. Und jetzt lassen Sie mich durch. Ich habe es sehr eilig. Außerdem gebe ich Ihnen noch einen guten Rat. Verschwinden Sie aus dieser Gegend.«

Die Frau, die beide Hände in ihren Taschen vergraben hatte, schien nicht im geringsten beleidigt zu sein.

»Dann eben nicht«, sagte sie und machte John Platz.

Der Geisterjäger ging an ihr vorbei. Das Gefühl einer Gefahr wurde

immer stärker.

Die Schwarzhaarige hatte sich so gedreht, daß sie John das linke Profil zeigte. Und jetzt, da der Oberinspektor sie bereits passiert hatte, handelte sie.

Sie zog die rechte Hand aus der Tasche.

Es war ein Schlangenarm.

Alles geschah völlig lautlos.

Drei Yards noch ließ Sita dem Geisterjäger Vorsprung. Dann lief sie los, riß auch den anderen Schlangenarm aus der Tasche, zischte durch ihre schmalen blutleeren Lippen und verwandelte sich von einem Augenblick zum anderen in die Königin der Schlangen.

Der Mantel fiel zu Boden. Der grüne schuppige Körper wurde vom Mondlicht umschmeichelt, und nur das Gesicht blieb normal. John Sinclair hatte sich umgedreht, die Gefahr im letzten Augenblick erkannt, sie aber nicht mehr abwenden können.

Wie Stahltrosse legten sich die beiden Schlangenarme um seinen Körper.

***

Inspektor Fenton dachte nicht im Traum daran, zurückzustecken. Jetzt, nachdem er sich von seinem Schock erholt hatte, fand er seine alte Sicherheit wieder.

»Dem werde ich es zeigen!« flüsterte er rauh. »Mit mir macht man das nicht.«

Fenton suchte nach den Zigaretten, fand die Schachtel und klemmte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen.

Während er rauchte, dachte er über seinen Plan nach. Erst einmal spielte das Karussell in dem Fall eine entscheidende Rolle. Wenn er irgend etwas erreichen wollte, mußte er sich in dessen Nähe aufhalten. Und dort würde er auch bestimmt John Sinclair treffen, sich aber diesmal nicht abspeisen lassen.

Fenton befand sich noch immer im Garten des Bungalows. Ein paar Neugierige hatten sich trotz der späten Stunde eingefunden. Sie waren wie Kaninchen aus den in der Nähe liegenden Häusern gekommen. Jetzt umstanden sie sprachlos das Grundstück, niemand traute sich näher heran, und an Fenton wurden auch keine Fragen gestellt. »Das Haus darf von niemandem betreten werden«, sagte Fenton mit fester Stimme. »Ist das klar?«

Nicken.

»Dann gehen Sie bitte zurück in Ihre Wohnungen. Hier gibt es nichts mehr zu sehen.«

Fenton selbst machte sich auf den Weg. Er kümmerte sich nicht mehr darum, ob seinen Anweisungen auch Folge geleistet wurde. Für ihn gab es jetzt Wichtigeres zu tun.

Er warf die Zigarette zu Boden und machte sich mit eiligen Schritten auf den Weg.

Noch immer verspürte er leichte Schmerzen, aber sie waren nichts zu dem, was er vorher durchgemacht hatte.

Fenton wollte nicht unbedingt dem Pfarrer in die Arme laufen, deshalb nahm er auch einen anderen Weg. Durch eine mit Kopfsteinen gepflasterte Gasse gelangte er in die Nähe des Platzes. Seine Schritte hallten an den Hauswänden wider. Der Mantel wehte Fenton wie eine Fahne hinterher. Es war naßkalt. Dunst legte einen feuchten Film auf seine Kleidung.

Am Ende der Gasse mußte er einen mit Gerumpel vollgestellten Hof überqueren und gelangte dann an die Rückseite des kleinen Platzes. Eine Bude nahm ihm die Sicht zum Karussell hin.

Der Inspektor warf einen raschen Blick auf seine Uhr.

Keine zehn Minuten mehr bis Mitternacht.

Fenton umrundete die Bude. Das Holz war früher mal grün gestrichen worden, die Farbe war jedoch im Laufe der Zeit abgeblättert und hatte die Verwitterung des Holzes begünstigt. Es strömte einen fauligen, leicht strengen Geruch aus.

Fenton bemühte sich, leise zu sein. Er setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Einmal mußte er einer verrosteten Konservendose ausweichen.

Dann sah er das Karussell. Dunstschleier umwehten es. Die Gondeln, Schaukeln und Pferde glänzten vor Nässe. Das pilzförmige Dach war vom Zahn der Zeit angenagt worden. Es besaß große Löcher. Ein paar Spanten hingen traurig herab.

Nur der Turm schien noch einigermaßen in Ordnung zu sein. Er war zwar auch aus Holz, doch dicke Metallstreben schützten das Material an den neuralgischen Punkten.

Im Turm war auch die kleine Kasse untergebracht. Die Tür dazu war aus den Angeln gerissen worden. Als Fenton einige Schritte vorging, konnte er noch die Sitzbank erkennen, auf der der Kassierer früher gesessen hatte.

Inspektor Fenton stieg auf das Karussell. Er hielt sich dabei an einer der Holzstangen fest. Die Bohlen – auch nicht mehr die stärksten – bewegten sich unter seinen Füßen und knarrten häßlich. Fenton kam das Geräusch überlaut vor.

Er drängte sich zwischen zwei Schaukelpferden hindurch. Früher einmal waren sie weiß lackiert gewesen. Doch jetzt war das Holz stumpf und grau geworden.

Hinter den Holzpferden befanden sich runde Gondeln. Vier Kinder konnten darin sitzen. Ein an einer langen Stange im Boden verankertes Eisenrad erlaubte es ihnen, auch während der Fahrt die Gondel noch zu drehen.

Plötzlich blieb Fenton stehen.

Er hatte Stimmen gehört.

Ein Mann und eine Frau sprachen miteinander.

Fenton konnte nicht verstehen, was sie sagten, vermeinte aber, die Stimme John Sinclairs herauszuhören.

Der Geisterjäger und eine Frau! Seltsam! Was hatte die Frau hier zu suchen?

Fenton bekam keine Antwort mehr auf seine Frage, denn im gleichen Augenblick war der Sekundenzeiger auf Mitternacht vorgerückt. Ein gewaltiges Brausen erfüllte die Luft, und Fenton hatte das Gefühl, der Boden würde sich unter seinen Füßen auf tun, um ihn in die Tiefe zu zerren.

Er vernahm nicht mehr den gellenden Schrei der Frau, denn das Karussell begann sich in einem rasenden Wirbel zu drehen…

***

John Sinclair spürte den eiskalten Schlangenarm an seinem Hals, hörte das höhnische Lachen und konnte auf einmal nicht mehr atmen.

Gnadenlos zog ihn die Schlangenfrau zu sich heran. John sah den Kopf vor sich und die häßliche Zunge zwischen den Lippen hervorzucken.

Und dann zerfetzte ein gellender Schrei die Stille der Nacht. Sita hatte ihn ausgestoßen. Als wäre er ein glühendes Stück Eisen, so schnell ließ sie John Sinclair los.

Augenblicklich bekam der Geisterjäger wieder Luft.

Er sah, wie die Schlangenfrau gegen die Mauer torkelte und dort stöhnend zusammenbrach.

John Sinclair wußte, was geschehen war. Die Dämonin war bei ihrem Angriff mit den magischen Symbolen in Berührung gekommen, und das hatte auf sie wie ein Schock gewirkt.

Dreckklumpen flogen John Sinclair entgegen, als er sich neben der Dämonin niederkniete.

Der Geisterjäger zog seine Beretta.

Hart drückte er die Mündung gegen die Schläfe der Dämonin. »Wer bist du?« fragte John.

»Sita!«

»Was hast du hier gewollt? Antworte!«

»Ich – ich sollte dich zum Karus…«

Die Dämonin sprach nicht mehr weiter. Ihr Gesicht schien plötzlich zu verfließen. Grauenhafte Laute drangen aus dem Mund. John hörte immer wieder den Namen Chandra.

»Was ist mit ihm?« schrie er. »Rede endlich!«

Sita gab keine Antwort mehr. Sie zuckte noch einmal und lag dann still.

John sprang hoch. Er konnte sich Sitas Auftrag zusammenreimen. Sie war geschickt worden, um ihn auf das Karussell zu locken. Als Beute für Chandra.

Doch den Plan hatte er ihm verdorben.

John warf einen Blick zum Karussell hinüber. Vom Dunst gefiltert fiel das Mondlicht auf den Platz. Es reichte gerade noch aus, um erkennen zu können, daß sich das Karussell in Bewegung gesetzt hatte. Es drehte sich rasend schnell.

Während der Geisterjäger auf das Karussell zuhetzte, sah er die einzelnen Figuren vorbeihuschen.

Eine Glocke läutete.

Und immer schneller drehte sich das höllische Karussell. Eine grün schimmernde Nebelwand baute sich plötzlich auf, verminderte die Sicht, aber John konnte trotzdem den Mann noch sehen, der auf der Plattform des Karussells von der rasenden Fahrt hin- und hergerissen wurde.

Es war Inspektor Fenton!

Dieser Idiot! dachte John. Etwas anderes fiel ihm nicht ein. Der Oberinspektor wußte, daß Fenton zum Spielball der Dämonen geworden war. Wenn John ihn noch retten wollte, dann ging es um Sekunden.

Der Geisterjäger flog förmlich auf das Karussell zu.

Dann die letzten fünf Schritte.

John stieß sich ab.

Er hatte die Beretta zwischen die kräftigen Zähne geklemmt und bekam mit beiden Händen einen der Pfosten zu packen.

Die Beine wurden dem Geisterjäger vom Boden weggerissen. Für Bruchteile von Sekunden schwebte er in der Luft.

John Sinclairs Höllenfahrt begann!

***

Inspektor Fenton wollte schreien. Er riß den Mund auf, doch kein Ton drang über seine Lippen. Urplötzlich war er in eine Rauchwolke gehüllt, die ihm schlagartig den Atem raubte.

Verzweifelt schnappte Fenton nach Luft. Er ächzte, gurgelte, stöhnte. Haltlos taumelte er umher, stieß mit dem Kreuz gegen die Schnauze eines Holzpferdes, sackte in die Knie, konnte sich wieder fangen und blieb hustend und keuchend über einer kleinen Schaukel liegen. Langsam rutschte er zur Seite. Er streckte den linken Arm aus, um sich auf dem Boden abzustützen, schaffte es aber nicht ganz. Inspektor Fenton brach zusammen, dicht neben dem Turm des Karussells, aus dem noch immer der dämonische grüne Rauch quoll und in dicken Schwaden über die Plattform des Karussells trieb. Ein wenig gelang es Fenton, den Kopf zu heben. Weit aufgerissen waren die Augen, die

Zunge quoll zwischen den Lippen hervor, und die Atemnot wurde immer stärker.

Und dann hatte er das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen. Dicht vor seinen Augen befand sich der Turm. Er war jetzt durchsichtig geworden, wirkte wie ein Einwegspiegel, und Fenton konnte in ein Land blicken, das so schrecklich und grausam war, wie er es sich in seinen schlimmsten Träumen nicht ausgemalt hätte. Gräßliche Gestalten tanzten um ein großes Feuer herum. Sie bestanden nur aus Knochen und grüner, pergamentartiger Haut. In ihren Augen glühte ein tiefrotes Feuer. Die Arme waren überlang, und die Finger wirkten wie Spinnenbeine. Über den tanzenden Horror-Gestalten kreisten riesige schwarze Totenvögel mit meterweiten Schwingen.

Und dann tauchte der Flammenmann auf.

Er stieg aus einem wabernden und blasenwerfenden Sumpf. In der rechten Hand hielt er einen Dreizack, dessen glühende Spitzen armlange Blitze verschossen. Feuerrot war sein Gesicht, zuckende Flämmchen umhüllten den Körper, und der Umhang, der wie ein Mantel um seine Schultern lag, war ebenfalls hellrot.

Es war ein grausames, gleichzeitig aber auch faszinierendes Bild. Chandra ging durch das Feuer hindurch, das plötzlich hell aufloderte und ein riesiges Rad aus dem dunklen Hintergrund riß, an dessen Speichen Menschen gebunden waren, deren Gesichter unsagbare Pein und Qual zeigten.

Es war die Hölle!

Nur Sekunden benötigte Inspektor Fentons Gehirn, um all die grauenhafte Szenen zu speichern. Er hatte auch gesehen, daß auf dem Rad noch eine Speiche frei war, ein Opfer hatte noch Platz. Er! Inspektor Fenton.

Fenton brauchte nur in Chandras Gesicht zu sehen, um zu wissen, was ihm blühte.

Die Gestalten mit der grünen Pergamenthaut machten dem Flammenmann schweigend Platz.

Chandra sagte irgend etwas zu ihnen.

Sofort drehten sie sich um und kamen auf Inspektor Fenton zu. Übergroß wuchsen sie vor seinen Augen auf. Gierige Klauen streckten sich nach ihm aus.

Schrei doch! forderte eine Stimme in Fenton. Lauf doch weg! Lauf! Lauf! Lauf!

Er konnte nicht. Er lag auf dem Boden, und es gelang ihm nicht, den kleinen Finger zu bewegen.

Eine magische Starre hatte ihn erfaßt!

Die Grünen kamen immer näher, gingen durch den Turm, als wäre er gar nicht vorhanden. Das magische Tor zur Dämonenwelt war weit

geöffnet.

Inspektor Fenton spürte die Klauen an seinen Schultern. Kalt wie Eis waren sie. Stoff zerriß knirschend. Und dann wurde Fenton mit unwiderstehlicher Gewalt in den Turm gezogen. Vier Klauen hielten ihn gepackt, und sein Widerstand war gleich Null.

Schaurige Gesänge schallten ihm entgegen. Dazwischen ohrenbetäubende schreckliche Töne, Instrumenten entlockt, die aus Knochen gefertigt waren.

Und das war genau der Augenblick, in dem John Sinclair das Karussell erreichte.

Noch fühlte John den Schwung, mit dem er herumgewirbelt wurde, aber dann zog er sich mit einem Klimmzug auf die Plattform. Augenblicklich nahm ihn der furiose Wirbel gefangen. Der Geisterjäger fühlte sich wie durch ein Vakuum geschleudert, klammerte sich verzweifelt an dem Pfosten fest und schrie magische Beschwörungen.

Für eine winzige Zeitspanne hörte das Brausen auf. John schien es, als würde die Zeit stillstehen. Und in diesen Augenblicken hatte er die Chance, auf den Turm zuzugehen.

Rauchschwaden hüllten John ein, flatterten aber im nächsten Moment auseinander. Sie waren mit den magischen Zeichen in Berührung gekommen. John Sinclair war der Gegenpol in diesem höllischen Spiel.

Noch immer stand das Karussell still – und John Sinclair blickte genau in die Augen des Flammenmannes.

Chandra stand wie erstarrt. Den Arm mit dem Dreizack hatte er zum Wurf erhoben. Eine feurige Lohe fegte aus seinem Mund, wurde aber dicht vor John Sinclairs Gesicht zur Seite hin abgelenkt. Sekundenlang fixierten sich die beiden Gegner.

Dann warf Chandra den Dreizack.

Die Waffe schoß mit ungeheuerer Wucht heran. John sah nur noch ein Flirren, und es wäre ihm auch nie gelungen, auszuweichen, wenn der magische Schirm, den die Zeichen auf seinem Körper ausbreiteten, ihn nicht geschützt hätten.

Der Dreizack prallte vor der unsichtbaren Wand ab, drehte sich in der Luft und raste mit der gleichen Geschwindigkeit auf Chandra zu, der nun auch nicht mehr ausweichen konnte.

Die drei flammenden Zacken durchbohrten die Brust des Dämons.

Chandra warf beide Arme in die Luft, er torkelte zurück, sein Mund stieß Verwünschungen aus, die John Sinclair jedoch nicht hören konnte.

Plötzlich verdichtete sich auch die grüne Nebelwand. Die Bilder in der Dämonenwelt verblaßten. Er sah noch, wie Flammen aus Chandras Körper züngelten, wußte aber nicht, ob sie ihn getötet

hatten. Die Nebelwand verdichtete sich, wurde zu einer gummiartigen schleimigen Masse, nur noch schwach durchsichtig und mit netzartigen Verästelungen.

John wollte weiter vorgehen, doch die Masse stoppte ihn.

Er hielt noch immer die Beretta mit den Zähnen fest, nahm sie jetzt in die Hand und feuerte sechs Kugeln in die magische Wand. Dort, wo er getroffen hatte, riß sie. Faustgroße Löcher gaben John Einblick in die jenseitige Welt.

Und was er dort zu sehen bekam, ließ ihm die Haare zu Berge stehen. Nicht ihn hatten die Dämonen sich geschnappt.

Sondern Fenton!

Inspektor Fenton! Vier gräßliche Gestalten schleiften ihn zu einem großen Rad.

Er versuchte erst gar nicht sich zu wehren.

Die grünhäutigen Gestalten arbeiteten schnell und geschickt. Und schon bald begann das Rad wieder mit seinem endlosen Kreislauf. Fenton war verloren…

Auch John Sinclair konnte ihn nicht mehr aus dieser Hölle retten, denn langsam verschwand auch die zähe Wand, verformte sich und wurde wieder zu dem alten zerfallenen Turm.

Noch einen letzten Blick konnte John in die Dämonenwelt werfen. Und er sah Chandra.

Der Flammenmann war von seiner eigenen Waffe getötet worden. Sie hatte sich gegen ihn gerichtet und ihn verbrannt. Aufgeladen mit Weißer Magie, war sie in die Welt des Horrors zurückgeschleudert worden und hatte dort furchtbar gewütet.

Chandras Körper war völlig verbrannt. Der Wind auf der Dämonenwelt trieb die letzten Reste dem düsteren, violett schimmernden Himmel entgegen.

Dann verlöschte das Bild.

John Sinclair fand sich allein auf einem alten Karussell wieder, das der Zahn der Zeit angenagt hatte und langsam vor sich hinrostete.

Aber John kam gar nicht dazu, sich jetzt noch irgendwelche Gedanken zu machen, denn noch eine Überraschung hatten die Höllenkräfte für ihn parat.

Plötzlich geriet das Karussell wieder in Bewegung, und ehe John Sinclair abspringen konnte, befand er sich bereits mitten in dem reißenden Strudel.

Wie eine Gliederpuppe wurde der Geisterjäger herumgerissen, verlor den Boden unter den Füßen, torkelte gegen einen der Pfeiler, prallte wieder ab und wurde von einer ungeheueren Gewalt von der Plattform geschleudert.

John Sinclair schrie. Er wußte auf einmal nicht mehr, wo oben und unten war, überschlug sich zweimal in der Luft, rollte sich aber noch

instinktiv zusammen, prallte hart auf den Boden und sah plötzlich, daß das Karussell auseinanderplatzte wie eine reife Frucht.

Eine lodernde Feuersäule schoß gegen den Himmel, etwas Dunkles, Großes kam auf den Geisterjäger zugeflogen, traf ihn unerhört hart an der Schläfe.

John spürte noch einen stechenden Schmerz und dann nichts mehr…

***

Die Stimmen schienen aus einer unendlichen Ferne zu kommen. »Mein Riechsalz ist immer noch das beste Mittel«, hörte John die leisen Worte eines Mannes.

Mühsam öffnete der Geisterjäger die Augen.

Drei Männer umstanden ihn, Bewohner von Brickaville. Ein vierter Mann kniete am Boden.

Es war der Pfarrer.

Und er hielt auch das kleine Fläschchen in der Hand, aus dessen Hals der strenge Geruch von Ammoniak strömte.

Der Geisterjäger verzog das Gesicht. »Wollen Sie mich vergiften, Herr Pfarrer?«

Der Pfarrer stand auf. »Aha«, sagte er, »unser Held ist wieder munter.«

»Na, so munter dann auch wieder nicht«, gab John Sinclair zurück und betastete seine Beule am Kopf. Sie hatte schon fast die Größe eines Hühnereis angenommen. Ein paar Schritte von John entfernt, lag ein kantiges Brett. John konnte am Holz ein paar Blutspritzer erkennen und folgerte daraus, daß das Brett und sein Schädel miteinander kollidiert waren. Zwei etwas ungleiche Gegner.

Überhaupt war der Platz, auf dem John Sinclair lag, nicht mehr wiederzuerkennen. Wo vorher noch das Karussell gestanden hatte, befand sich jetzt ein riesiger Krater. Die Holzbuden waren zusammengekracht und bildeten einen wilden Trümmerhaufen.

Zwei Männer halfen dem Geisterjäger auf die Beine.

Mit ausdruckslosem Gesicht starrte John auf den Platz, wo das Karussell gestanden hatte.

»Es ist explodiert«, hörte der Oberinspektor die Stimme des Pfarrers. »Es hat einen ungeheueren Knall gegeben. Auch bei mir sind noch alle Fensterscheiben herausgeflogen. Es war grauenhaft.« John nickte bloß.

»Wo ist denn Inspektor Fenton?« fragte ihn der Pfarrer.

Da hatte der Geistliche Johns wunden Punkt getroffen. Der Oberinspektor hob die Schultern. Er wandte sich langsam um. Er mußte dies tun, denn sein Schädel fing bei jeder Bewegung an zu schmerzen.

»Wenn ich Ihnen das erzähle, Herr Pfarrer, halten Sie mich für verrückt.«

»Reden Sie. Ich bin inzwischen allerhand von Ihnen gewohnt.«
»Nein. Vielleicht später mal. Auf jeden Fall werden Sie Fenton kaum noch wiedersehen.«
»Ist er denn tot?«
»So ähnlich.«
»Und wissen Sie, aus welchem Grund das Karussell in die Luft geflogen ist, Herr Oberinspektor?«
»Es wurde von Dämonen nicht mehr benötigt. Chandra gibt es nicht mehr. Er ist durch seine eigene Waffe umgekommen. Das muß der auslösende Moment gewesen sein, den Weg aus der Dämonenwelt in unsere endgültig zu verschließen.« John atmete tief ein. »Und jetzt entschuldigen Sie mich, Herr Pfarrer. Ich habe noch einen Telefonanruf zu erledigen.«
Mit müden Schritten ging John Sinclair durch das Dorf. Selten hatte er sich so mies gefühlt. Das kam nicht mehr allein von seiner Kopfverletzung. Nein, auch die Gewißheit, eine halbe Niederlage erlitten zu haben, machte ihm schwer zu schaffen. Er hatte das Rätsel des Karussells nicht vollständig lösen können und machte sich auch noch Vorwürfe, daß Inspektor Fenton verschwunden war. Er lebte in einer Welt, die für den normalen Menschen gar nicht existent war. Und ihn von dort zu befreien, war so gut wie unmöglich.
Die kalte Nachtluft tat John gut. Er erreichte seinen Bentley, ignorierte die scheuen Blicke der Menschen.
John Sinclair setzte sich in den Wagen und griff zum Telefon. Trotz der späten, beziehungsweise frühen Stunde, ließ er sich mit Superintendent Powell verbinden. Es kam oft vor, daß Johns Chef die Nacht durcharbeitete.
Aber nicht in dieser Nacht.
Man sagte John, daß Powell in seiner Privatwohnung zu erreichen wäre. Der Geisterjäger kannte die Nummer auswendig, tippte sie, und Powell meldete sich schon nach dem vierten Klingeln. Seine Stimme klang kaum verschlafen.
»Ich bin es, Sir«, sagte John.
»Schwierigkeiten?« fragte Powell sofort. Er wußte, daß ihn sein bester Mann nicht ohne Grund mitten in der Nacht anrief.
»In etwa«, sagte John.
»Erzählen Sie.«
Es wurde ein langes Gespräch. Powell hörte geduldig zu, denn, als John geendet hatte, sagte er. »Können Sie noch in dieser Nacht nach London kommen?«
John verzog das Gesicht. Er dachte an seine Kopfschmerzen und bat sich ein paar Stunden Schlaf aus, die Powell genehmigte.
Der Geisterjäger nahm sich für die restliche Zeit ein Hotelzimmer. Einschlafen konnte er nicht sofort. Immer wieder dachte er an

Inspektor Fenton. Würde es ihm überhaupt noch einmal möglich sein, den Beamten aus seiner mißlichen Lage zu befreien? Vielleicht…

Irgendwann schlief John Sinclair dann ein, war aber schon nach vier Stunden wieder wach.

Er trank drei Tassen Kaffee, aß ein paar Sandwiches, setzte sich in seinen neuen Bentley und fuhr ab.

London wartete auf ihn – und die Schwarze Hand…

ENDE